Über uns die Sterne, zwischen uns die Liebe

NR Walker

CURSED

CURSED

Deutsche Erstausgabe (PDF) August 2020

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2018 by N.R. Walker
Titel der Originalausgabe:
»Galaxies and Oceans«
Published by Arrangement with N.R. Walker

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2020 by Cursed Verlag
Inh. Julia Schwenk
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags, sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile,
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung des Verlages.

Bildrechte Umschlagillustration
vermittelt durch Shutterstock LLC; iStock
Satz & Layout: Cursed Verlag
Covergestaltung: Hannelore Nistor
Druckerei: CPI Deutschland
Lektorat: Jannika Waitl

ISBN-13 (Print): 978-3-95823-277-8

Besuchen Sie uns im Internet:
www.cursed-verlag.de

NR Walker

Über uns die Sterne, zwischen uns die Liebe

Aus dem Englischen
von Susanne Ahrens

Mögen uns die Sterne für immer leiten
und möge dieser Leuchtturm uns heimführen.

Kapitel Eins

Ich stand in der Mitte der Hütte, unfähig, etwas zu sagen. Die vergangene Nacht war die bisher schlimmste gewesen und ich fühlte mich orientierungslos, wertlos. Anton stellte eine Tasche voller Einkäufe auf dem Küchentresen ab und vergewisserte sich, dass der Kühlschrank an war, dann kam er zu mir und stellte sich vor mich. Er hob eine Hand an mein Gesicht und ich fuhr instinktiv zusammen, doch dann zwang ich mich zum Stillhalten.

Er strich mir betont eine lange Strähne meines Haars aus dem Gesicht. »Warum ziehst du dich nicht aus und legst dich ins Bett? Ich hole dir ein paar *Aspirin*.«

Ich tat, wie mir geheißen, und verbiss mir ein Aufstöhnen, als das T-Shirt mein Gesicht streifte.

»Es ist warm hier.« Anton schaltete den Deckenventilator ein, bevor er sich neben mich aufs Bett setzte, die Tabletten und ein Glas Wasser in der Hand. »Hier. Setz dich auf«, sagte er. »Nimm die.«

Ich tat es und er lächelte. Mein Magen verkrampfte sich. »Siehst du? Ich kümmere mich um dich«, murmelte er auf jene widerliche Weise, derer er sich immer bediente, wenn er vorgab, dass es ihm leidtat.

Ich legte mich wieder hin und zog die Decke hoch, obwohl Sommeranfang war. Ich hätte nicht frieren sollen…

»Am Wochenende komme ich zurück, um dich zu holen. Ruh dich aus.«

Ich schwöre, dass ich nicht atmete, bis ich hörte, wie sein Wagen losfuhr. Ich setzte mich auf, machte mit meinem Handy Bilder und speicherte sie wie jedes Mal in meiner Cloud. Inzwischen war es ein mechanischer Vorgang. Ungeachtet des Schmerzes fühlte ich mich taub. Ich schaltete mein Handy aus und warf es ans Bettende, bevor ich mich wieder hinlegte und die Augen schloss.

Ich war wieder allein und war dafür im gleichen Maße dankbar, wie es mich verbitterte.

Ich zog mir die Decken über den Kopf. Erst dann erlaubte ich mir zu weinen.

***

Ich war seit zwei Tagen in der Hütte, als das Feuer ausbrach. Ich wusste nichts davon, weil ich weder den Fernseher noch mein Handy eingeschaltet hatte. Mit meinem linken Auge konnte ich sowieso nichts sehen und das Pulsieren in meinem Kiefer unterhalb meines rechten Ohrs war Grund genug, um mit zugezogenen Vorhängen in Dunkelheit und Stille zu verharren, versteckt vor dem Rest der Welt.

Ich hatte nichts gegessen. Einmal war ich aufgestanden, um mich zu übergeben, nur um wieder unter die Decke zu kriechen und mir ein anderes Leben zu wünschen. Ein anderes Ich. Dann wartete ich darauf, dass der Schlaf mich betäubte.

Ich hatte die Hubschrauber gehört, mir jedoch nicht viel dabei gedacht. Ich dachte überhaupt nicht großartig über irgendetwas nach. Aber am dritten Tag roch ich den Rauch und ging endlich hinaus auf die vordere Veranda, um das Brindabella Mountain Valley zu überblicken. Da sah ich, dass im Nordosten eine Wand aus schwarzem Rauch den Horizont verhüllte.

Oh mein Gott. Der ganze Brindabella National Park muss in Flammen stehen…

Ich rannte wieder hinein und schaltete den Fernseher an. Es war auf jedem Sender.

»Ein gewaltiger Buschbrand vernichtet die Nationalparks westlich von Canberra, zahllose Häuser wurden zerstört, bereits fünf Todesfälle. Experten gehen davon aus, dass uns das Schlimmste noch bevorsteht.«

Heilige Scheiße.

Das Geräusch eines sich nähernden Wagens unten auf der Straße jagte mir einen Schauder über die Haut, denn ich dachte, es wäre Anton, der mich holen wollte. Aus dem Fenster sah ich jedoch einen Streifenwagen der New South Wales Feuerwehr.

Die Sirene heulte und durch einen Lautsprecher wurde verkündet: »Zwangsevakuierung. Brechen Sie sofort auf. Wenden Sie sich nach Süden Richtung Brindabella Valley Road und Snowy Mountains Highway. Nehmen Sie sämtliche Haustiere mit und so viel Wasser, wie Sie tragen können. Ihnen bleibt eine halbe Stunde, bevor Sie sich in der roten Zone befinden. Zwangsevakuierung. Brechen Sie sofort auf. Wenden Sie sich nach Süden…«

Heilige Scheiße. Rote Zone. Eine halbe Stunde.

Angst überfiel mich, lähmte mich. Ich war in Panik und verängstigt; Gefühle, die mir inzwischen zur zweiten Natur geworden waren. Man würde meinen, dass ich mich daran gewöhnt hätte, mich meinem Schicksal ergeben hätte, doch dazu war es nie gekommen. Die Todesangst überfiel mich jedes Mal von Neuem. Aber nun kam eine Wand aus schwarzem Rauch und Feuer direkt auf mich zu. Und ein paar Minuten lang stand ich einfach nur da.

Eine schlichte Erkenntnis überkam mich.

Wenn ich hierblieb, würde alles vorbei sein. Ich könnte auf der Couch sitzen, den Rotwein öffnen, den ich nie anrühren durfte, mein Glas heben und auf das Ende meiner Tage trinken, während das Feuer kam, um mich zu holen.

Es wäre keine allzu schreckliche Art zu sterben. Nicht wirklich. Nein, mein Leben so zu führen, wie ich es tat, war eine schreckliche Art zu sterben. Wenn ich genug Wein trank, würde ich vielleicht das Bewusstsein verlieren, bevor die Flammen mich erreichten. Vielleicht würde mir auch erst der Rauch den Rest geben.

Es war schließlich nicht so, als würde mich irgendjemand ernstlich vermissen. Anton würde mehr um seinen verlorenen Weinkeller mit französischen und gealterten Barossa-Weinen trauern als um mich. Er würde seine Rolle als trauernder Liebhaber und

Politiker spielen, der mich *für eine Woche der Ruhe und Kreativität auf seinen Ruhesitz in den Bergen* gebracht hatte, wie er es so oft tat. Niemand kannte den wahren Grund, warum er mich herbrachte. Niemand kam unangekündigt hier vorbei, um mich grün und blau geschlagen vorzufinden… Oh ja, er würde seine Rolle als trauernder Politiker bestens spielen. Er würde Mitleid einheimsen, natürlich auch die Versicherung für sein Haus, und seine politische Karriere würde durch die Decke gehen. Die Wähler liebten dramatische Geschichten…

Dann brach etwas in meinem Kopf. Es war, als würde eine Eisdecke endlich schmelzen, sich ausdehnen, sich bewegen. Die Angst zerfiel zu etwas anderem. Eine gespenstische, kalte Ruhe überkam mich. Es gab da etwas, von dem mir mein Großvater einmal erzählt hatte…

Zwangsevakuierungen bedeuteten, dass das Feuer nicht unter Kontrolle war. Und in diesen Wäldern hieß das, dass es alles in Grund und Boden brennen würde. Das wiederum bedeutete, dass man angesichts der enormen Hitze wahrscheinlich nicht in der Lage sein würde, etwaige Leichen zu identifizieren.

Ich wusste das noch von den heftigen Buschbränden meiner Kindheit, die ich erschüttert gemeinsam mit meinem Großvater verfolgt hatte. Manchmal konnten sie die menschlichen Überreste überhaupt nicht mehr erkennen. Selbst zahnärztliche Aufzeichnungen waren keine große Hilfe gegen die Macht eines tobenden Buschbrands.

Von daher konnte Anton nur *annehmen*, dass ich es nicht rausgeschafft hatte.

Ich hatte kein Auto. Ich war allein hier. Ich hatte keine Chance zu entkommen, so viel stimmte. Die Polizei würde es für unwahrscheinlich halten, dass ich fliehen konnte. Es wäre alles sehr tragisch…

Für den Bruchteil einer Sekunde flackerte Hoffnung in meiner Brust auf und zum ersten Mal seit Jahren fühlte ich mich lebendig. Ich band meine Haare zu einem Pferdeschwanz zusammen, stopfte ein paar Klamotten in einen Rucksack und in die Tasche voller

Lebensmittel, die nach wie vor unberührt auf dem Küchentresen stand. Ich packte so viele Flaschen Wasser wie möglich dazu und zog mir ungeachtet der sommerlichen Hitze Jeans und ein langärmeliges T-Shirt an. Ich holte meine Wanderstiefel aus der hintersten Ecke des Schranks und nahm mein Handy vom Nachttisch. Der Akku war beinahe leer. Es wurden weder verpasste Anrufe noch Nachrichten angezeigt. Bestimmt wusste Anton von dem Feuer. Ganz sicher.

Dann überkam mich ein eisiger Gedanke. Was, wenn Anton in wenigen Sekunden draußen vorfahren würde, um mich abzuholen?

Oh Gott. Mir lief wirklich die Zeit davon. Der Gedanke, dass er auftauchen könnte, war schlimmer als das sich nähernde Feuer.

Bemüht, nicht in Panik zu geraten, wählte ich seine Nummer. Er meldete sich nach dem vierten Klingeln. »Ethan«, sagte er glatt. Es klang, als wäre er in seinem Büro.

Erleichterung überfiel mich. »Hier brennt es«, sagte ich flach. »Zwangsevakuierung. Ich muss aufbrechen.«

Er hatte mir einmal gedroht, dass er mich finden würde, sollte ich je versuchen zu verschwinden. Dass es mir leidtun würde…

»Ethan, ich hatte Meetings«, begann er mit einer seiner zahlreichen Entschuldigungen. »Ich habe gerade erst die Nachrichten gesehen. Das Feuer hat die Richtung gewechselt. Du solltest gehen. Bring dich in Sicherheit. Ich werde dich abholen. Wenn du…«

»Ich hasse dich. Ich *hasse* dich.« Ich klang kalt und ruhig und war überrascht, dass meine Stimme nicht zitterte. Ich wollte ihm das schon seit Jahren sagen. »Ich hasse dich für alles, was du mir angetan hast. Für das, wozu du mich gemacht hast. Ich war stark, bevor ich dich getroffen habe.« Ich konnte nicht einmal weinen, ich hatte keine Tränen übrig. »Und das Schlimmste von allem ist, dass ich es hasse, dass ich dich gelassen habe.«

Schweigen.

Ich holte tief Luft. »Ich werde dem Feuer direkt in die Arme laufen, weil du mich hier allein zurückgelassen hast. Mein Blut klebt an deinen Händen.«

Ich legte auf und überraschte mich selbst, indem ich lächelte, obwohl ich schreien und nach etwas schlagen wollte.

Ich kann es schaffen.

Ich holte so tief Luft, wie meine Lungen es zuließen, und schüttelte jeden verbliebenen Zweifel ab. Ich konnte es schaffen. Ich nahm meinen Rucksack, doch etwas neben dem Herd fiel mir ins Auge. Ein Hydrant und eine Löschdecke.

Ich schnappte mir die folierte Decke und gerade, als ich die Tür erreicht hatte, sah ich es. Mein Teleskop. Es handelte sich um ein altes *Broadhurst and Clarkson*-Teleskop im Lederkoffer, das meinem Großvater gehört hatte. Ich konnte es unmöglich zurücklassen. Es war das Einzige, was ich noch von dem Mann hatte, der mich großgezogen hatte, und das Einzige in meinem Leben, das irgendeinen Wert besaß. Ich scherte mich um nichts von dem, was ich zurücklassen musste, aber das Teleskop würde ich mitnehmen. Falls ich es raus schaffte.

Mit einem letzten Blick in die Runde verabschiedete ich mich von dem Leben, das ich kannte, und rannte aus der Tür.

Die Wand aus schwarzem Rauch im Osten war riesig, wogte und war näher als noch vor fünf Minuten. Ich folgte der Zufahrt, die sich abgeschieden südlich der Feuerschneise entlangzog und von hohen Eukalyptusbäumen gesäumt wurde. Das ganze Gebiet war dicht bewaldet. Dieser Teil der Welt war für den Film *Snowy River* berühmt, aber auch dafür, dass erfahrene Wanderer sich verliefen und ums Leben kamen, selbst wenn sie Ausrüstung bei sich gehabt hatten.

Mit diesem Gedanken im Hinterkopf verließ ich die Straße und stolperte ins Unterholz.

Nachdem ich weit genug vorgedrungen war, nahm ich sämtliches Bargeld aus meiner Brieftasche, ließ meinen Führerschein und meine Kreditkarten zurück und stopfte mir die wenigen Fünfzig-Dollar-Scheine in die Tasche. Ich warf die Brieftasche und mein Handy zu Boden und wickelte sie in die Feuerdecke. Wenn

alles gut ging, würden sie beim Durchkämmen des verkohlten Landes darauf stoßen und annehmen, dass ich tot war. Obendrein nahm ich meine Armbanduhr ab – ein Geschenk von Anton, nachdem er einmal mehr die Beherrschung verloren hatte – und warf sie neben die Decke.

Und das war's.

Das war alles, was ich tun konnte. Wenn ich hier lebend rauskam, würde ich nicht länger ich sein. Unabhängig davon, ob ich überlebte oder nicht, würde Ethan Hosking hier heute sterben. So Gott wollte, würde ich ein neues Leben erhalten.

Ich hatte keine Zeit zu verschwenden. Schweigend verabschiedete ich mich von allem, was ich je gekannt hatte, und statt zur Straße zurückzulaufen, wandte ich mich nach Südwesten, fort vom Feuer, aber tiefer in den Wald hinein. Ich sorgte dafür, dass ich die Feuerschneise zu meiner Linken immer im Blick hatte. Ein paar Allradfahrzeuge und Feuerwehrzüge rauschten vorbei, doch ich blieb außer Sicht. Wenn das hier funktionieren sollte, musste ich mich unsichtbar machen.

Ich zog immer weiter nach Süden. Ich blieb nie stehen. Das Unterholz war trocken und tot. Der letzte Regen war viel zu lange her und es stellte reinen Zündstoff für das kommende Feuer dar. Selbst für den Frühsommer war das kein gutes Zeichen. Und mit dem Feuer, das sich mir schnell von hinten näherte, setzte endlich die Panik ein.

Ich wollte nicht sterben.

Also rannte ich. Durch die glühende Hitze, mit einem Wall aus Feuer in meinem Rücken, zwischen Büschen und Bäumen. Selbst als es dunkel wurde, lief ich weiter. Ich hatte keine Zeit herumzujammern, weil ich mir an den Bäumen Kratzer zuzog oder wegen meines blauen Auges oder weil mein Kiefer immer noch schmerzte. Ich angelte ein paar Reiscracker und eine Flasche aus meinem Rucksack, aber ich setzte mich kein einziges Mal hin. Ich konnte es mir nicht leisten.

Dies war meine einzige Chance.

Ich kletterte über Felsen, rutschte Uferdämme hinunter, in Büsche hinein und um Bäume herum. Ich zerkratzte und verschrammte mich von Kopf bis Fuß.

Ich wusste nicht, wie weit ich gekommen war oder wie lange ich noch gehen musste. Ich war noch nie südlich der *Trail Road* unterwegs gewesen. Wenn Anton mich gefahren hatte, hatten wir uns der Hütte immer von Norden genähert. Ich hatte keine Ahnung, wo ich hinlief, aber ich entfernte mich vom Feuer – und von Anton – und das war alles, worauf es ankam.

Mein Wasser war aufgebraucht, auch wenn ich noch etwas Essen hatte, und ich war dankbar für den Vollmond. Ich konnte mir nicht einmal vorstellen, wo ich ohne den Mond gelandet wäre. Verloren und orientierungslos legte ich eine kurze Pause ein.

Was habe ich nur getan? In den Wald zu laufen, war eine dumme, dumme Idee.

So sehr ich mir auch gewünscht hatte, dass dieses Leben endete, wollte ich nicht wirklich sterben. Ich wollte nur, dass mein altes Leben starb. Ich wollte, dass mein Leben mit Anton zu Ende ging. Aber ich wollte leben und etwas jenseits von Panik zerquetschte meine Lungen, als mir bewusst wurde, dass ich in diesem Wald wirklich sterben könnte.

Ich wollte weinen. Ich wollte auf dem Boden zusammenbrechen und in Tränen ausbrechen. Ich zog in Erwägung, aufzugeben. Der Wall orangefarbenen Feuers näherte sich, der Gestank des Rauchs war ätzend und trocken.

Ich versuchte mir vorzustellen, was Opa tun würde. Er würde sich eine Sekunde Zeit nehmen, um sich zu sammeln und Atem zu schöpfen, das würde er tun. Er würde seine Gedanken sortieren und sich einen Plan zurechtlegen. Also tat ich dasselbe.

Der Wald war dunkel und gespenstisch still, als ob die Tiere vom nahenden Feuer gewusst hätten und geflohen wären. Ich sah hinauf zum Himmel und da sah ich es. Wie ein Zeichen meines Großvaters. Er hatte mir die Sterne gezeigt.

Ich erinnerte mich an das, was er mich über ihre Konstellationen gelehrt hatte, und seine Worte kamen mir in den Sinn. »Wenn du dich je verlaufen solltest, such nach dem Kreuz des Südens. Sein Schweif zeigt immer nach Süden.«

Natürlich!

»Danke, Großvater«, flüsterte ich mit frischer Entschlossenheit.

Mit dem Sternbild als Kompass ging ich nach Süden und irgendwann später – ich wusste nicht, wie viel später – stieß ich auf eine Staubstraße. So, wie sie aussah, handelte es sich um eine Feuerschneise, und danach kam ich leichter voran.

Ich hielt mich am Straßenrand und nach einem halben Kilometer entdeckte ich einen kleinen Viehtransporter. Er stand nach Süden gerichtet auf einer alten Zufahrt. Der Motor lief und die Scheinwerfer waren an. Ein Mann – schon älter, mit grauem Haar – stieg aus. Er schloss rasch das Tor, das er eben passiert hatte, und warf einen letzten Blick auf die Schafe in seinem Transporter.

»Einen Moment, Mädels. Ich brauche nur einen schnellen Boxenstopp, dann schaffen wir euch alle in Sicherheit«, sagte er, während er den Lastwagen umrundete, zur gegenüberliegenden Baumreihe schritt und pinkelte.

Ich erkannte meine einzige Chance auf eine Mitfahrgelegenheit aus dem Wald heraus. Ich schlich mich so leise wie möglich an den Wagen heran und kletterte auf die Ladefläche. Die Schafe blökten und der Mann antwortete mit: »Schon gut, schon gut, ich bin fertig.«

Ich glitt zwischen die Herde, duckte mich und hielt den Atem an, gerade rechtzeitig, bevor der Mann wieder in die Fahrerkabine stieg. Der alte Motor erwachte hustend zum Leben und ich lachte beinahe auf, als wir losfuhren. Ich lag in Schafscheiße, wurde getreten, geschubst und angeblökt, aber ich war in Sicherheit.

Der Ausblick nach hinten zeigte glühenden Bernstein in der Dunkelheit und erst da begriff ich, wie nah das Feuer war. Ich drückte meinen Rucksack an meine Brust, ignorierte den Gestank und die

Schubserei der Schafe und konnte kaum glauben, dass ich es geschafft hatte. Eine frische Woge der Tränen überfiel mich, dieses Mal vor Erleichterung.

Ich war frei.

***

Ich versuchte, mir mein Zeitgefühl zu bewahren, aber ich hatte Schwierigkeiten, die Augen offen zu halten. Der laute Motor und das Wanken des Wagens wiegten mich in den Schlaf, doch jedes Mal, wenn ich einnickte, schreckte mich ein Schlagloch wieder auf, und dafür war ich dankbar. Ich konnte es mir nicht leisten, einzuschlafen und entdeckt zu werden. Irgendwann bogen wir auf den Snowy Highway ein und anhand der Verkehrsschilder, die wir passierten, schloss ich, dass wir uns Cooma näherten.

Gut. Kleinstädte kamen mir entgegen.

Sobald wir die Stadt erreichten, steuerte der Transporter die erste Tankstelle an. Es handelte sich um eine kleine Tankstelle mit nur zwei Zapfsäulen, und sobald der Fahrer drinnen verschwunden war, kletterte ich raus, nahm mir meinen Rucksack und ging den Bürgersteig entlang. Zum Glück kamen keine Autos an mir vorbei und Straßenlaternen gab es nur an jeder zweiten Ecke.

Ich fand einen kleinen Kiosk und kaufte frisches Wasser und eine Schere. Der Mann hinter dem Tresen war zu sehr damit beschäftigt, einem Jugendlichen zuzuschreien, wie man die Regale richtig auffüllte, sodass er nicht auf meinen Zustand achtete. Mein nächster Halt waren die öffentlichen Toiletten im Park, wo ich mich an dem kleinen Waschbecken und im mageren Deckenlicht so gut wie möglich zurechtmachte. Ich wusch mir wegen meines Auges vorsichtig das Gesicht. Meine Hände brannten und erst jetzt bemerkte ich die Kratzer und die Schnitte.

Doch ich musste Ethan richtig verschwinden lassen. Also öffnete ich meinen Pferdeschwanz und verpasste mir selbst einen Haarschnitt. Ich hatte es in Filmen immer für albern gehalten, wenn

sich jemand die Haare abschnitt, um nicht erkannt zu werden, aber ich war für meine langen Haare bekannt. Auf allen öffentlichen Fotos mit Anton war mein langes, lockiges Haar das Erste, was den Leuten ins Auge fiel. Also setzte ich die Schere an und säbelte es kaum einen Zentimeter über der Kopfhaut ab. Es war absurd und surreal, gleich alles abzuschneiden, und ich erkannte mich im Spiegel kaum wieder.

Natürlich konnte ich meinen Hinterkopf nicht sehen und musste mich auf mein Gefühl verlassen. Es war bestenfalls ein ziemliches Gehäcksel, aber letztendlich war mir das egal.

Ich wickelte meine abgeschnittenen Haare in eine Plastiktüte und entsorgte sie in einem öffentlichen Mülleimer, versteckt unter Fastfood-Verpackungen, dann betrat ich das kleinste und elendste Motel, das ich finden konnte. Alles, was ich wollte, war, zu duschen und zu schlafen. Der Empfang war abgesehen von einem kleinen Fernseher an der Wand leer und natürlich liefen die Nachrichten.

»Der Buschbrand westlich von Canberra, bestehend aus einer Feuerwalze von fünfzig Kilometern Breite und mit einer Höhe von sechzig Metern, hat sich durch den Brindabella Nationalpark gefressen und nichts als Zerstörung zurückgelassen. Laut offiziellen Zahlen gibt es bisher siebzehn Tote, aber da noch Dutzende Personen vermisst werden, gehen Experten davon aus, dass die Opferzahlen noch steigen werden. Ein kürzlich erfolgter Windwechsel hat den Snowy Mountains National Park verschont und der für morgen vorhergesagte Regen wird einiges an Erleichterung bringen. Erst dann werden die Rettungskräfte in der Lage sein, das Gebiet zu betreten, und mit der grausigen Aufgabe beginnen können, die Opfer zu bergen.«

Wenn das Feuer bis zum Snowy Mountains National Park gelangt war, war Antons Hütte mit großer Sicherheit Geschichte. Ich erwartete meinen Namen, Ethan Hosking, unter den Vermissten zu hören, gefolgt von einem aufgebracht tuenden Anton, Canberras einzigem offen schwulen Politiker, der den Verlust seines langjährigen Freundes beklagte… Aber glücklicherweise kam es nicht dazu.

Eine Dame mit hartem, tief gefurchtem Gesicht erschien in der Mitarbeitertür. Sie warf keinen zweiten Blick auf mein blaues Auge. »Was kann ich für dich tun?«

»Ich brauche ein Zimmer.«

»Klar. Das macht vierzig Dollar, egal, ob du eine Stunde oder über Nacht bleibst. Karte oder bar?«

»Ehm. Bar.« Ich zog die gefalteten Scheine aus meiner Tasche und reichte ihr einen Fünfziger.

»Wie ist dein Name, Süßer?«

Mein Name.

Himmel. Wie lautete mein Name? Ethan Hosking lag mir auf der Zunge, aber er war im Grunde genommen tot. Ich beäugte den Fernseher, auf dem die Zahl der Toten auf dem Banner unter dem prasselnden Feuern angezeigt wurde.

Mein nächster Gedanke galt dem einzigen Menschen, für den ich getötet hätte, damit er weiterhin Teil meines Lebens blieb. Mein Großvater. Und irgendwie erschien es mir passend.

»Mein Name ist Aubrey Hobbs.«

Kapitel Zwei

Patrick Carney

Hadley Cove war eine kleine, bodenständige Stadt am südwestlichsten Ende von Kangaroo Island, Südaustralien. Entlegen und schroff. Der Wind aus der Antarktis war selbst an guten Tagen stürmisch. An schlechten konnte er einen in zwei Hälften schneiden. Es waren diese Winde, die die Küstenlinie geformt und im Verlauf von Äonen aus dem Felsen geschnitten hatten, sodass der größte Teil der Küste in diesem Bereich der Insel so gut wie unzugänglich war.

Die Insel selbst maß nur hundertfünfzig Kilometer von Osten nach Westen und kaum sechzig von Norden nach Süden. Die Fähre von Adelaide zur Ostseite der Insel war fünfundvierzig Minuten unterwegs, die Fahrt nach Hadley dauerte dann noch einmal knapp zwei Stunden. Touristen nahmen selten diesen Weg, sondern zogen die Ost- oder Nordküste mit ihren herrlichen Stränden und idyllischen Städtchen vor, die dank des Tourismus florierten. Und so gefiel es uns.

Mit einer Bevölkerung von dreiundsechzig Einwohnern überlebte Hadley – wie wir es nannten – gerade mal, von Aufblühen konnte nicht die Rede sein. Doch die Einheimischen, die die Einsamkeit suchten und ihre Privatsphäre genossen, hielten es am Leben. Die meisten waren in Rente, Pensionäre oder selbstständig. Einige arbeiteten oder gingen im dreißig Kilometer entfernten Vivonne Bay zur Schule.

In Hadley brüstete man sich damit, einen kleinen Laden zu besitzen, der sowohl als Postamt als auch als Schnapsladen fungierte, einen Imbiss, in dem es ziemlich gute Fish and Chips gab, eine Tagesmutter, die auch als Friseurin arbeitete, einen abgehalfterten Campingplatz und eine mit einem Mann besetzte Polizeiwache.

Oh, und einen Leuchtturm.

Um den ich mich kümmerte.

Der Leuchtturm von Hadley Cove stand seit 1821 stolz auf seinem Platz und war 1981 auf elektrischen Betrieb umgestellt worden. Einhundertsechzig Jahre lang hatte es einen Leuchtturmwärter gegeben. Er hatte dafür gesorgt, dass es die Schiffe sicher durch die Great Australian Bight schafften, eine Bucht, die berüchtigt dafür war, aus mehr Felsen als Wasser zu bestehen. Doch nun gab es nur noch mich. Jemanden, der den Leuchtturm erhielt, sicherstellte, dass alles richtig funktionierte, sich um das umliegende Gelände kümmerte und ab und zu den Fremdenführer gab, sollte jemand lange genug bleiben, um darum zu bitten.

Die meisten Leute stiegen nach oben, drehten eine Runde, sahen hinaus aufs Meer, machten Fotos und verschwanden wieder. Für Touristen war Hadley nur ein Boxenstopp.

Was der Grund war, warum ein Fremder in der Stadt nicht unbemerkt blieb.

Ich war auf meinem Montagmorgenspaziergang zum Laden, um meine Post zu holen und eine Zeitung zu kaufen, als ich die ansässige Postbeamtin, Ladenbesitzerin und Ausnahme-Barista im leisen Gespräch mit Collin vorfand. Oder Sergeant O'Hare, wie er sonst bekannt war.

»Guten Morgen, Patrick«, begrüßte Penny mich strahlend. »Wie war dein Wochenende?«

»Gut so weit«, antwortete ich lächelnd. Ich mochte Penny. Eine mollige Frau in ihren Fünfzigern mit kurzem, grauem Haar und einem Hang zum Plaudern.

Collin nickte mir zu. »Patrick.«

»Collin.« Ich schielte in die Richtung, in die sie blickten, oder viel mehr zu demjenigen, den sie ansahen. Draußen war die Silhouette eines Mannes in Jeans und einem blauen Parka zu erkennen. Er hatte die Kapuze aufgesetzt und lehnte am Geländer, von dem aus man aufs Meer schauen konnte. Es war windig und kalt; wenig überraschend, da es Winter war. Selbst im Spätwinter war

es hier immer noch kalt. Der Mann hielt mit beiden Händen einen Kaffeebecher und nippte daran.

Ich musste gar nicht erst nachfragen, da Penny mich schnell ins Bild setzte. »Ein junger Kerl. Ist am Samstag in die Stadt gekommen. Ist auf dem Campingplatz untergekommen und sucht Arbeit.«

Ich runzelte nachdenklich die Stirn. »Falls er in den Wohnwagen nicht zuerst erfriert.«

Penny nickte ernst. »Scheint ein netter, junger Kerl zu sein.«

Collin seufzte. »Sollte ihn wohl fragen, wie lange er bleiben will.«

Ich widerstand dem Drang, die Augen zu verdrehen. Jemanden zu fragen, wie lange er bleiben wollte, war im Normalfall eine Aufforderung, weiterzuziehen. »Wie heißt er?«

Penny zuckte die Schultern. »Hab nicht daran gedacht zu fragen.«

»Vielleicht ist er ja Handwerker oder so«, bemerkte ich. »Gott weiß, dass wir einen Elektriker oder Klempner brauchen könnten.«

Penny lächelte mir liebevoll zu. »Du hältst immer nach dem Guten in den Menschen Ausschau, was, Patrick?«

Ich zuckte die Schultern und Collin sah mürrisch drein. Ich ignorierte ihn und warf Penny ein Lächeln zu. »Ich versuch's.«

»Dein üblicher Kaffee heute Morgen, Schatz?«, fragte sie.

Ich kam jeden Morgen aus demselben Grund bei ihr vorbei, aber an jedem Morgen in den vergangenen sechs Jahren hatte sie mich gefragt, ob ich einen Kaffee wollte, und jeden Morgen fügte ich hinzu: »Und die Zeitung bitte.«

Wie ein Uhrwerk.

Collin trat beiseite und ich bot ihm endlich ein kleines Lächeln an. »Diese Woche soll sich eine Kaltfront nähern. Von Süden mit bis zu achtzig Sachen direkt vom Pol.«

Collin nickte. »Ja, die Wetterwarnung kam heute Morgen rein.«

Und das war das Interessanteste, was Collin und ich an Unterhaltung zustande brachten. Nachdem ich hergezogen war und jeder erfahren hatte, dass ich schwul bin, hatte er mich wissen lassen, dass er vielleicht Interesse an mir hätte. Ich hatte ihm gesagt, dass ich nicht zur Verfügung stehe. Das war vor sechs Jahren, sogar noch vor Scott… Dann, nach Scott, hing er ein bisschen in meiner

Nähe herum, fragte nie offen, aber das musste er auch nicht. Der Zeitpunkt war so was von falsch und abgesehen davon, dass wir vermutlich die einzigen beiden schwulen Männer auf dieser Seite der Insel waren, hatten wir nichts gemeinsam. Collin war ein anständiger Mann, aber er und ich würden nie mehr als Freunde sein.

Penny legte die Zeitung mit der Vorderseite nach oben auf den Tresen. Die Titelstory der *Adelaide Times* drehte sich um die Energiekrise, aber die zweite Schlagzeile unten auf der Seite lautete: *Trauer und leere Särge. Canberra Buschbrand Exklusiv.*

Penny tippte mit dem Finger darauf. »Kann man glauben, dass das schon sechs Monate her ist?« Sie stellte meinen Kaffee auf den Tresen. »Wohin ist die Zeit nur verschwunden?«

Sechs Monate. Wow. Ich seufzte. »Scheint erst gestern gewesen zu sein.«

Ich überflog den ersten Absatz des Artikels. Der Politiker Anton Gianoli wurde zum Tod seines Freundes interviewt. Das Schlimmste war die Ungewissheit. Ein leerer Sarg fühlte sich nicht nach einem Abschied an.

Ich schluckte schwer. *Nein, nein, tat es nicht.*

Mit einem tiefen Atemzug faltete ich die Zeitung und klemmte sie mir unter den Arm, während ich von meinem Kaffee trank.

»Frag mich, was er für eine Geschichte zu erzählen hat«, sagte Penny.

Mir wurde bewusst, dass sie wieder damit beschäftigt waren, den Kerl zu beobachten, der auf der anderen Straßenseite stand und aufs Meer blickte.

»Ich bin mir sicher, dass es nichts Gutes ist, was es auch sein mag«, murmelte Collin.

»Nicht jeder ist ein schlechter Mensch«, merkte ich an.

Penny runzelte die Stirn und nickte. »Stimmt. Aber jeder, der nach Hadley zieht, läuft vor etwas davon.«

Ihre Bemerkung hing schwer und kalt in der Luft. Es war etwas Wahres dran.

Collin warf mir einen Seitenblick zu, als wollte er etwas sagen, doch ich kam ihm rasch zuvor. »Tja, ich sehe euch morgen«, sagte ich und ging zur Tür. Nur, dass ich nicht um die Ecke bog, um mich vor dem Wind in Sicherheit zu bringen und auf den Heimweg zu machen. Ich blieb stehen, betrachtete die einsame Gestalt, die nach wie vor aufs Meer sah, und mit einem tiefen Atemzug und in der Gewissheit, nichts zu verlieren zu haben, überquerte ich die Straße und ging auf ihn zu.

»Hey«, sagte ich aus einigen Metern Entfernung, um ihn nicht zu verschrecken.

Trotzdem wirbelte er herum, die Augen weit aufgerissen. Er hatte dunkle Augen, blasse Haut und ich konnte kurzes, braunes Haar aus seiner Kapuze lugen sehen. Er schien sich seit drei Tagen nicht rasiert zu haben und der Höcker auf seinem Nasenrücken verlieh seinem hübschen Gesicht einen rauen Zug. »Oh, hallo.«

»Wollte dich nicht erschrecken.« Ich nickte in Richtung der schäumenden, wogenden See. »Sie ist heute aufgebracht.«

Er sah hinaus auf die stürmischen Wogen und lächelte mir rasch zu. »Ehrlich gesagt ist es ziemlich schön.«

Ich kratzte mir den Bart. »Ich habe gehört, dass man sie als grausam, kalt, schroff und höllisch bezeichnet hat. Die einzigen Leute, die sie schön nennen, sind die, die am Ende bleiben.«

Er betrachtete das Wasser und lächelte. Der Wind verfing sich in seiner Kapuze und zerwühlte ihm die Haare. Seine Wangen waren dank der Kälte ebenso rosig wie seine Nasenspitze. Er sah gut aus, daran gab es nichts zu rütteln. Und er war vermutlich fünfzehn Jahre jünger als ich.

Ich zwang mich, beiseite zu sehen. »Was führt dich her?«

»Ich bin auf der Suche«, antwortete er, ohne sich mir zuzuwenden.

»Wonach?« Ich starrte gemeinsam mit ihm auf die unruhigen Wellen. »Arbeit? Ein neuer Anfang?«

Er warf mir einen Blick zu. »So etwas in der Art.«

Ich nippte an meinem Kaffee. »Es gibt hier nicht viel Arbeit. Na ja, das stimmt nicht. Es gibt haufenweise Arbeit. Die ganze Stadt ist verwittert und alt. Nur nicht viel Arbeit, für die bezahlt wird.«

Seine Lippen zuckten.

»Aber du kannst es auf dem Campingplatz versuchen.« Ich ließ mir nicht anmerken, dass ich wusste, wo er untergekommen war. »Der alte Frank Hill, dem der Platz gehört, würde nie Hilfe ablehnen. Instandhaltung, solche Sachen.«

Er wandte sich wieder dem Wasser und dem Wind zu. »Ich habe ihn schon gefragt.«

»Frank ist nur ein grummeliger, alter Kerl, der jeden unter dreißig für einen Hooligan hält. Ich rede mit ihm, wenn du willst.«

»Warum solltest du das tun?«

Ich lächelte und ließ mir Zeit. Warum bot ich diesem Typ Hilfe an? Ich wusste nicht das Geringste über ihn. Sicher, er sah gut aus, aber da war etwas in seinen Augen. Etwas Tiefes, Verborgenes und Brennendes. Etwas grauenhaft Schmerzliches. Etwas, das ich erkannte.

Ich blickte mit ihm auf die wütende See. »Weil du dieses Meer als schön bezeichnet hast.«

Eine Weile sagte keiner von uns etwas. Ich trank meinen Kaffee und er drehte seinen leeren Becher in den Händen.

»Wie dem auch sei«, sagte ich, als mir bewusst wurde, dass ich nicht den ganzen Tag hier herumstehen konnte. »Ich heiße Patrick. Ich lebe beim Leuchtturm.«

Das brachte ihn dazu, mich anzuschauen. »Im Leuchtturm?«

»Nein. Nicht darin. Im dazugehörigen Wohnhaus.«

»Oh. Cool.«

»Na ja, es ist fast zweihundert Jahre alt, besteht aus Sandstein und ist winzig. Aber ja, es ist cool.«

Ich lächelte, als der Wind um uns herumtobte. »Ich sollte gehen. Ich habe Arbeit zu erledigen, aber ich telefoniere mal rum und sehe nach dem Mittagessen bei Frank vorbei.« Ich zog die Zeitung unter meinem Arm hervor und sein Blick schoss zur Titelseite.

Er starrte so lange darauf, dass ich sie umdrehte, damit er sie lesen konnte. Aber er warf mir einen Blick zu, den ich nicht einordnen konnte und der so schnell wieder verschwunden war, dass

ich mich fragte, ob ich richtig gesehen hatte. Er trat einen Schritt zurück. »Ja, hm, danke. Das wäre super.«

Erst, als ich zu Hause war, begriff ich, was es mit dem Ausdruck auf seinem Gesicht auf sich gehabt hatte. Es war Angst gewesen. Und mir wurde klar, dass ich seinen Namen nicht wusste.

***

Sobald ich meine Arbeiten erledigt hatte, machte ich mich auf die Suche nach Frank Hill. Offenbar besaß und betrieb Frank Hadleys Campingplatz seit den Achtzigern. Es befanden sich nur vier auf Dauer abgestellte Wohnwagen und ein alterndes Sanitärgebäude auf dem Platz. Deshalb gab es nicht viel Arbeit, aber Franks Arthritis überstimmte inzwischen seinen Ehrgeiz und seine Möglichkeiten. Er brauchte Hilfe und auch, wenn er dem Kleinen nicht viel zahlen konnte, konnte er ihm vielleicht die Miete mindern.

Ich wusste nicht, warum ich es tat. Ich hielt für jemanden meinen Kopf hin, den ich gar nicht kannte, aber etwas an ihm sprach mich an. Wenn es in die Hose ging, würde Frank mir erzählen, dass ich mich verpissen sollte. Die Chancen standen gut, dass er mir genau das von Anfang an sagen würde.

Das Wetter war scheußlich. Der beißende Wind roch nach Schneeregen. Deshalb fuhr ich dicht an Franks Haus heran, setzte meine Mütze auf und stürmte zu seiner Tür. Ich klopfte und hörte Franks Grummeln, als er sich näherte. Er zog die Tür auf und begrüßte mich mit einem Grunzen.

»Hi, Frank.«

Frank war vermutlich Ende siebzig, rund eins fünfundsiebzig groß, drahtig und trug ständig eine finstere Miene zur Schau. »Was willst du?«

»Tja, ich hatte gehofft, ich könnte mit dir über den jungen Mann sprechen, der in einem der Anhänger untergekommen ist.«

Er verengte die Augen. »Was ist mit ihm?«

»Nichts Schlimmes. Ganz im Gegenteil, genau genommen. Ich hatte gehofft, dass du etwas liegen gebliebene Arbeit hast, die er für dich erledigen könnte.«

Er grummelte etwas, das ich nicht verstand, und drehte sich um, um in sein Wohnzimmer zurückzuhumpeln. »Jetzt steh da nicht rum. Du lässt die ganze warme Luft raus«, bellte er.

Nachdem ich eingetreten war und die Tür hinter mir geschlossen hatte, folgte ich ihm in seine kleine Küche und stellte mich neben ihm ans Fenster über der Spüle. Nickend deutete er nach draußen.

Da war er, der junge Kerl, im schneidenden, heulenden Wind, die Kapuze eng ums Gesicht gezogen. Am Boden kauernd nagelte er die Sperrholzverschalung unter einem der Anhänger fest. »Hab ihm schon zugesagt«, meinte Frank. »Er ist ein Arbeiter, das ist mal sicher. Sobald ich zugestimmt hatte, hat er losgelegt. Hat ein bisschen Zeug in der alten Hütte entdeckt und sofort zum Einsatz gebracht.«

Ich lächelte, in erster Linie in mich hinein. Mir fiel auf, dass er dort draußen mit bloßen Händen arbeitete. Gott, er würde sich den Tod holen. Ich hatte irgendwo noch ein altes Paar Handschuhe, das ich ihm sicher geben konnte…

»Nun, das freut mich«, sagte ich zu Frank. Ich drehte mich um, um zu gehen, doch hielt inne. »Ehm, er hat dir nicht zufällig seinen Namen gesagt, oder?«

Frank fuhr sich mit seiner knorrigen Hand übers Gesicht. »Ich habe ihn mir irgendwo aufgeschrieben.« Dann blitzte es in seinen Augen, als er sich erinnerte. »Hobbs, Aubrey Hobbs.«

Kapitel Drei

Aubrey Hobbs

Ich wusste nicht, was mich dazu gebracht hatte, mich für Kangaroo Island zu entscheiden. Vielleicht, dass es so abgelegen lag. Oder vielleicht, weil es der letzte Ort war, an dem man erwarten würde, mich anzutreffen.

Nicht, dass irgendjemand nach mir suchte.

Aber es war die südliche Spitze Südaustraliens und jedes Mal, wenn ich zu den Sternen aufsah, hatten sie in diese Richtung gedeutet. Also war ich hergekommen.

Ich hatte nur einen schnellen Blick auf die Zeitung des netten Typs werfen können, aber ich hatte genug gesehen: Anton und die Worte *Leerer Sarg*. Also hatten sie mich endlich begraben… Ich wusste nicht, ob ich erleichtert sein oder Trauer empfinden sollte.

Es war sechs Monate her, dass ich mein Leben hinter mir gelassen hatte. Sechs Monate, seitdem der Buschbrand durch den Nationalpark gefegt war und alles in Grund und Boden gebrannt hatte. Sechs Monate, seitdem Ethan Hosking gestorben und Aubrey Hobbs aus seiner Asche auferstanden war.

Es war nicht leicht gewesen. Ehrlich gesagt war es zwischendurch richtig zum Kotzen gewesen. Ich war quer durch Victoria gezogen und schließlich in Melbourne gelandet, wo es mir gelungen war, hier und da einen Aushilfsjob zu ergattern.

Der Punkt war, dass man in kleineren Orten besser zurechtkam als in den Städten. Die Menschen auf dem Land waren vertrauensseliger und oft bedeutete ihnen eine mit Handschlag besiegelte Absprache noch etwas. Die Leute in der Stadt wollten Ausweise und Steuernummern sehen und das war etwas, das ich nicht anbieten konnte.

Meistens bekam ich genug Geld zusammen, um etwas zu essen zu haben. Manchmal auch nicht. Und ich hatte öfter auf der Straße übernachtet, als ich mir ins Gedächtnis rufen wollte. In einigen Nächten hatte ich darüber nachgedacht, eine Polizeiwache zu betreten und ihnen zu sagen, wer ich war; mich mit Amnesie herauszureden oder so etwas. Aber ich konnte nicht zurückkehren. Ich konnte niemals zurück.

Daher zog ich nach Westen, als ich von Melbourne genug hatte oder die Leute zu viele Fragen stellten. Ich folgte den Saisonarbeitern im Obstanbau, verbrachte einige Zeit in Geelong, dann in Warrnambool. Dann zog ich nach Südaustralien und verbrachte einige Zeit am Mount Gambier, bevor ich mich in Adelaide wiederfand. Im Land des Weins konnte man sich beim Traubenpflücken leicht etwas Geld verdienen und es gab billige Unterkünfte für die Rucksacktouristen, die ebenfalls zum Arbeiten blieben.

Ich hatte inzwischen genug Bargeld, um eine Weile damit auszukommen, wenn ich es klug anging. Und wenn ich als Obdachloser ohne Ausweis eines gelernt hatte, dann, mich schlau zu verhalten.

Jedenfalls was die Straße anging. Inzwischen reichte mir ein Blick, um zu erkennen, wem ich vertrauen konnte und wem ich aus dem Weg gehen sollte. Und während Ethan Hosking nicht viel mehr zustande gebracht hatte, als auswendig die Kataloge von Designern zu zitieren, konnte Aubrey Hobbs Ställe ausmisten, Regale bestücken, Toiletten putzen, Böden wischen, Obst ernten und Weinstöcke hochbinden. Ich konnte vollkommen ahnungslos einen neuen Job antreten – indem ich so tat, als ob ich Bescheid wusste, bis ich es wirklich draufhatte – und kam gut damit durch.

In der ersten Zeit nach dem Feuer verfolgte ich, wo und wann immer es mir möglich war, die Nachrichten. Und mein Schachzug, meine Brieftasche und mein Handy unter der Feuerschutzdecke zurückzulassen, war genau nach Plan verlaufen. Sie hatten beides gefunden, geschmolzen, aber immer noch als mein Eigentum identifizierbar, nicht weit von Antons Hütte entfernt.

Sie waren nicht auf meine sterblichen Überreste gestoßen, aber das war bei so großer Hitzeeinwirkung nicht ungewöhnlich, wie der Nachrichtensprecher erklärt hatte. Vier Tage nach dem Feuer war mein Name – nun, der Name Ethan Hosking – offiziell der Liste der Opfer hinzugefügt worden.

Anton hatte für die Medien voll aufgedreht, hatte in seinem neu geschneiderten Anzug und mit dunkler Sonnenbrille schluchzend dagestanden, als es verkündet wurde, und das Land hatte mit ihm getrauert.

Der arme, arme Mann, hatten die Leute gesagt. *Wie furchtbar tragisch.*

LGBTQI+-Vereinigungen im ganzen Land hatten ihn zum Posterboy für schwule Männer in Führungspositionen der Gesellschaft gemacht und er war nach wie vor ihr Gesicht der Schwulenpolitik.

Gott, wie sehr er sie an der Nase herumgeführt hatte.

Er war ein verlogenes, manipulatives, brutales Stück Scheiße. Ich hatte immer noch Albträume von einigen Dingen, die er mir angetan hatte. Ich hatte auf Parkbänken, unter Brücken und in Kartons geschlafen. Ich war von Meth-Süchtigen bedroht und von Verkäufern schief angeschaut worden, weil ich ungewaschen war, und das war immer noch nichts, *nichts*, im Vergleich zu der Hölle, durch die er mich getrieben hatte.

Doch dank ihm war ich jetzt stärker.

Und ich hatte bei diesem Ort ein gutes Gefühl. Sobald ich auf der Insel angekommen war, wusste ich, dass ich mich nicht in den größeren Städten aufhalten würde. Ich blieb zwei Nächte lang in Penneshaw, aber stellte fest, dass ich weiter nach Westen wollte. Die Einsamkeit, das Raue zog mich an. Deshalb ließ ich mich als Anhalter mitnehmen und kam in Hadley Cove an, um mich einem stürmischen Ozean, heulenden Südwinden und dunklen, tief hängenden und unheilverkündenden Wolken gegenüberzusehen.

Und ich hatte das Gefühl, zu Hause zu sein.

Ich war mir nicht sicher, ob ich jemals wieder Frieden finden würde, aber bei Gott, hier konnte ich ihn beinahe schmecken. Und ich wollte ihn. Ich wollte einen Ort finden, an dem ich aufhören konnte, wegzulaufen.

Ob es hier *dafür* reichen würde, würde die Zeit zeigen.

Dieser Patrick hatte ziemlich nett gewirkt. Sein Haar war braun, aber sein Bart zeigte Spuren von silber und rot. Seine Augen waren so blau wie ausgeblichener Jeansstoff und er wirkte ein wenig wettergegerbt, als würde er viel Zeit im Freien verbringen. Sein Alter schätzte ich auf ein oder zwei Jahre jenseits der vierzig. Er wirkte ebenso schroff wie die Stadt, in der er lebte, und die Tatsache, dass er am Leuchtturm wohnte, interessierte mich. Er hatte sicher eine ganz eigene Geschichte zu erzählen.

Und das war das Problem.

Jeder hatte irgendeine Geschichte zu erzählen, ich selbst eingeschlossen. Und wenn ich es mir erlaubte, jemandem zu nah zu kommen, würde derjenige Fragen stellen, die ich niemals beantworten konnte. Ich hatte mir in den vergangenen sechs Monaten nicht einmal den Luxus erlaubt, Männer anzuschauen. Nicht einmal Rucksacktouristen. Ich konnte es nicht riskieren, dass mir jemand zu nah kam.

Das war der Preis, den ich zahlen musste.

»Ich dachte, du könntest die hier brauchen.«

Ich war gerade damit beschäftigt, das letzte Brett der Verschalung an der Unterseite des Wohnwagens zu befestigen, als jemand mich von hinten ansprach. Ich wäre verdammt noch mal fast aus der Haut gefahren und wirbelte herum, um Patrick vorzufinden. »Heilige Scheiße«, sagte ich und legte eine Hand über mein Herz. »Du hast mich erschreckt.«

Er hob die Hände in die Höhe und sah drein, als täte es ihm ehrlich leid. Oder als würde er versuchen, ein wildes Tier zu zähmen. »Entschuldige«, sagte er rasch. »Ich wollte dich nicht aufscheuchen.«

Ich bekam immer noch nicht wieder richtig Luft. »Schon in Ordnung.« Nun gut, ich hatte wohl immer noch an meinem Pokerface zu arbeiten, denn ich wusste, dass ich blass geworden war. Sämtliches Blut war in Richtung Herz gerauscht und ich konnte spüren, dass es nur langsam in meine Wangen zurückkehrte. »Ich habe dich nicht kommen hören.«

Er zog ein Paar Handschuhe hervor. »Ich dachte, du könntest die brauchen«, sagte er erneut und lächelte, als wäre er nervös. »Ich bin vorhin vorbeigekommen, um mit Frank zu sprechen, aber du warst schon bei der Arbeit. Dir werden die Finger abfrieren, wenn du nichts überziehst.«

»Oh. Klar.« Ich schluckte schwerfällig.

»Du kannst die hier nehmen.« Er reichte mir die Handschuhe und musterte mich immer noch, als könnte ich auf dem Absatz kehrtmachen und flüchten. »Sie liegen schon eine Weile bei mir in der Schublade herum. Sie sind mir zu klein.«

Es war so lange her, dass jemand etwas Nettes für mich getan hatte, dass es sich fremd anfühlte. »Ehm, danke. Ich hatte nicht erwartet, dass es so kalt ist.«

Patrick hob die Hand in den Wind. »Es kann hier ziemlich heftig werden.«

Ich nickte, nicht sicher, was ich sagen sollte. Ich war mir sicher, dass er kurz davor war, mir Fragen zu stellen. Daher wandte ich mich wieder der Verschalung zu und rückte sie ins Zentrum der Aufmerksamkeit, nicht mich. »Ich bin mit der hier schon fast fertig, aber morgen werde ich sie sicher tragen.«

Er verzog das Gesicht und rang nervös die Hände. »Frank hat gesagt, dass du den ganzen Morgen lang gearbeitet hast. Hast du schon zu Mittag gegessen?«

Ich starrte ihn an, ohne zu wissen, was ich sagen wollte. Nicht sicher, was seine Beweggründe waren und erst recht nicht, warum ich seine Nervosität süß fand. »Ehm.«

»Keine große Sache«, antwortete er und hielt das Gesicht in den Wind. »Ich dachte nur, heiße Fish and Chips klingen gut.«

Oh Mann. Warmes Essen. Fish and Chips klangen nach dem Himmel, eingewickelt in Zeitungspapier.

Er lächelte. »Komm schon. Ich lad dich ein.« Er drehte sich um und es war ziemlich offensichtlich, dass er zum Imbiss wollte. Er lag nicht weit entfernt. Nichts in Hadley Cove war weit weg. Ich

fiel neben ihm in Schritt und er betrachtete kopfschüttelnd meine Hände. »Die Handschuhe werden dich nicht warmhalten, wenn du sie nur festhältst.«

Ich lachte leise und zog sie an, mir wurde sofort wärmer. »Danke noch mal dafür.«

»Kein Problem. Wie gesagt, sie lagen nur herum. Ich habe auch noch eine alte Mütze, die du auch haben kannst. Ehrlich gesagt habe ich um die zehn. Mrs. Stretzki – sie wohnt in der Portside Street – hat mir einen ganzen Haufen gestrickt, weil ich ein paar kaputte Rohre für sie repariert habe.« Er schob die Hände in die Manteltaschen. »Viele Leute hier betreiben eine Art Tauschhandel. Ich habe mal umsonst die Haare geschnitten bekommen, weil ich Reifen gewechselt habe. Und die Hollies, die den lautesten Hahn der Welt halten, tauschen Eier gegen Fisch. Oder Brot oder was auch immer. Anfangs fand ich das skurril, aber so läuft es hier eben.«

»Der alte Frank lässt mich umsonst bei sich wohnen, solange ich für ihn Reparaturen vornehme«, gab ich zu.

»Siehst du? Du bist schon fast ein Einheimischer.« Wir hatten inzwischen den Imbiss erreicht und Patrick hielt mir die Tür auf. Eine Glocke über dem Türrahmen kündigte unsere Ankunft an und der Duft nach frittiertem Essen und Öl sorgte dafür, dass sich mein Magen verkrampfte.

Oder es lag an Patricks Lächeln.

Ich stellte mich vor den Tresen und sah auf zur Tafel mit der Speisekarte und Patrick gesellte sich neben mich. Er war nur ein paar Zentimeter größer als ich, aber deutlich kräftiger und breiter gebaut, wenn auch nicht auf bedrohliche Weise. Eher wie eine Säule der Kraft. Er schwieg einen Moment, dann fragte er: »Wonach ist dir zumute? Der gegrillte Fisch und die Pommes sind sehr zu empfehlen.«

Urgs. Es war nicht so, als könnte ich viel bestellen. Er bezahlte, also wäre das unhöflich. »Ehm, was auch immer. Mir ist alles recht. Der gegrillte Fisch klingt super.«

»Oh, hallo, Patrick«, sagte das Mädchen hinter dem Tresen. Sie war klein und kräftig, hatte ein weiches Gesicht mit Pausbacken, einen silbernen Stecker in der Nase und eine pinke Strähne in ihren ansonsten schwarzen, locker aufgesteckten Haaren. Sie warf einen kurzen Blick in meine Richtung, bevor sie wieder Patrick ansah. »Was kann ich euch bringen?«

Er hielt zwei Finger hoch. »Das Übliche mal zwei, danke, Cassy.« Er sah sich zu mir um, dann wieder zu ihr. »Wir essen hier, wenn das in Ordnung ist? Draußen ist es heute ein bisschen frisch.«

»Na klar«, erwiderte sie.

Ich rutschte auf eine Bank für zwei. Sie unterhielten sich eine Weile über das Wetter und über jemanden namens Davey, der einen Bus besaß, was offenbar ein Insider war, da Cassy die Augen verdrehte und Patrick lachte. Es war recht offensichtlich, dass Patrick ein sympathischer Mann war, und ich vermutete, wenn man in einer so kleinen Stadt lebte, wusste jeder über jeden Bescheid. Entweder mochten einen alle oder es gingen einem alle aus dem Weg und ich fragte mich, zu welcher Sorte ich gehören würde.

Sicher zu denen, denen man aus dem Weg ging.

Das war nichts Schlechtes. So sehr ich mir Freunde wünschte und mich nach Gesprächen oder einfach Gesellschaft sehnte, konnte ich nicht.

Es war schließlich nicht so, als befände ich mich in einem Zeugenschutzprogramm, in dem mir eine neue Identität zusammen mit passenden Papieren und Hintergrundgeschichte zugeteilt worden war, sollte jemand neugierig werden.

Ich hatte nichts. Keine Krankenversicherungskarte, keine Steuernummer, keine Bankkonten. Keine Geschichte.

Himmel, ich hatte nicht einmal ein Telefon.

Das kam mir verrückt vor, denn vor weniger als einem Jahr hatte ich praktisch daran geklebt. Soziale Medien, Nachrichten, SMS. Aber Anton hatte sich größtenteils darum gekümmert und mich von meinen Freunden, meiner Arbeit, meinen Träumen isoliert. Also war es nicht allzu schwer gewesen, das Handy aufzugeben. Tatsächlich war es anfangs ein Segen gewesen.

»Aubrey«, sagte Patrick. Er stand neben dem Getränkekühlschrank und angesichts seines Tonfalls und seines Gesichtsausdrucks fragte ich mich, wie oft er bereits meinen Namen gesagt hatte. »Cola oder *Sprite*?«

»Ehm, Cola. Danke.«

Moment mal. Woher kannte er meinen Namen?

Patrick setzte sich mir gegenüber und reichte mir eine Flasche Cola. »Du warst meilenweit entfernt.«

»Ja, tut mir leid.« Ich zog meine neuen Handschuhe aus und öffnete die Flasche, um nervös daran zu nippen. »Ehm, woher weißt du meinen Namen?«

»Frank hat ihn mir gesagt. Keine Sorge. Morgen kennt jeder in der Stadt deinen Namen. So funktioniert der Buschfunk von Hadley. Frank wird um vier in den Laden gehen, um sich seine zwei Flaschen Bier zu kaufen, und er wird es Penny sagen, und Penny, na ja, sie wird ihn jedem verraten.«

»Oh, verstehe.« Ich schnaubte. »Ist jeder in der Stadt so berechenbar?«

Patrick lachte auf. »Oh ja. Einmal ist der Regierung der Strom für die Zeitrechnung ausgefallen und sie sind hierhergekommen, um ihre Uhren neu zu stellen.« Er zwinkerte. »Frank holt sein Bier um Punkt vier. Collin O'Hare, der örtliche Polizeibeamte, beginnt mit seinem Fünfkilometerlauf genau um halb sechs Uhr morgens und kommt um fünf Uhr zweiundvierzig am Leuchtturm vorbei.« Dann seufzte er. »Nicht, dass ich groß reden dürfte. Ich hole mir jedem Morgen um Viertel nach acht meinen Kaffee im Laden. Ich schätze, wir sind alle Gewohnheitstiere.«

Ich drehte die Colaflasche um hundertachtzig Grad. »Oh ja, den Polizisten habe ich gestern kennengelernt.«

Patrick lächelte mir leicht zu. »Er ist ein netter Kerl. Er liebt nur seine Spielregeln und möchte, dass seine Stadt genauso bleibt, wie sie ist. Hat er dich gefragt, was du hier machst und wie lange du zu bleiben gedenkst?«

»Ja, quasi.«

Patrick hob wegwerfend die Hand. »Ignorier ihn. Bei mir hat er dasselbe gemacht, als ich hergekommen bin, aber er ist in Ordnung.«

»Ist er ein Freund von dir?«

Er rutschte auf seinem Platz umher. »Irgendwie. Nicht so richtig. Ist kompliziert.«

Genau in dem Moment brachte Cassy uns zwei Lieferkartons, in denen jeweils ein Berg an Essen war. »Hier, Jungs«, sagte sie. Jungs? Sie war jünger als ich und rund zwanzig Jahre jünger als Patrick. Sie hielt inne und musterte mich mit offener Anerkennung, dann lächelte sie. »Und du bist…?«

»Öh, Aubrey«, antwortete ich.

»Tja, nett dich kennenzulernen, Aubrey. Ich bin Cassy.« Sie stand lächelnd da, bis es peinlich wurde.

»Danke, Cassy«, sagte Patrick und glücklicherweise verstand sie den Hinweis und ließ uns allein. »Tut mir leid. Es kommen nicht oft Neue her.«

»Ich merk's schon«, sagte ich lächelnd. Er starrte mich an. Der Blick seiner blauen Augen drang ein bisschen weiter in mich vor, als ich erlauben sollte. Es lag etwas in ihnen. Etwas Vertrautes und Warmes.

Auf der Suche nach einer Ablenkung nahm ich die Plastikgabel und stach in das weiße Fischfilet, das beinahe von selbst zerfiel. Der Duft war unglaublich und ich konnte nicht anders, als beim ersten Happen aufzustöhnen. »Oh mein Gott, der ist so gut.«

Patrick starrte mich an. Seine Gabel hielt auf halbem Weg zu seinem Mund inne, bevor er errötete und sich ein wenig wand und ein paarmal blinzelte, bevor er weiteraß. »Ja. Ist er wirklich.«

Okay, ich hatte vielleicht ein bisschen lauter aufgestöhnt, als ich gedacht hatte, aber ich konnte nicht anders. Gott, es war so lange her, dass ich richtiges Essen gegessen hatte. Nicht nur einen Becher billiger Nudeln oder Brot oder schwarzen Tee.

Patrick warf mir immer wieder Blicke zu, während er sein Mittagessen vertilgte, und wenn zuvor so etwas wie Interesse in seinem Blick gelegen hatte, dann wurde es bald von etwas ersetzt,

das nach Mitleid aussah. Als würde er jemanden beobachten, der nicht oft zum Essen kam.

Ich legte langsam meine Gabel beiseite und bot ihm ein Lächeln an. »Es ist, hm, wirklich lecker.«

Er lächelte ebenfalls. »Hab ich dir ja gesagt. Cassy benutzt ein geheimes Gewürz für den Fisch, bevor sie ihn grillt. Ihrem Dad gehört eines der Fischerboote, die jeden Morgen raus in die Bucht fahren, und er bringt ihr jeden Tag frisch seinen Fang.«

»Ich habe noch nie so leckeren Fisch gegessen.«

Er nickte zu der Mahlzeit vor mir. »Iss weiter.« Dann ignorierte er mich, während ich aufaß, vermutlich, damit ich mich nicht schlecht fühlte, während ich die ganze Portion verschlang. Na ja, er ignorierte mich nicht richtig, aber er tat zweifelsohne so, als wäre ich nicht irgendein verhungernder Typ, dem er aus Mitleid etwas zu Essen besorgt hatte.

Als ich keinen einzigen Bissen mehr herunterbekam, spülte ich das Fett mit einem Mundvoll Cola herunter. »Also was genau macht man, wenn man sich um einen Leuchtturm kümmert?«

Patricks Miene erhellte sich und er schob sein halb aufgegessenes Mittagessen beiseite. »Nun, inzwischen ist alles elektronisch und die Lampe läuft automatisch, also geht es in erster Linie um die Instandhaltung. Das Salz und der Wind sorgen für eine Menge Arbeit.«

»Aber immer noch ziemlich cool. Nicht viele Leute können von sich behaupten, dass sie in einem Leuchtturm arbeiten.«

»Nein, es gibt im ganzen Land nur etwa dreihundertfünfzig von uns. Genau genommen bin ich bei der *Australian Maritime Safety Authority* angestellt oder auch AMSA. Es ist nur eine Teilzeitstelle. Daher funktioniert es für mich hier in Hadley, wo das Leben nicht so teuer ist.«

»Es scheint eine nette Stadt zu sein«, bemerkte ich. »Dieser Tauschhandel ist allerdings ein bisschen schrullig, das muss ich zugeben.«

Er lächelte. »Hast du schon die Pinguine und Seebären gesehen?«

»Nein, möchte ich aber.« Laut den Touristenbroschüren, die ich mir angeschaut hatte, sollte das ein unglaublicher Anblick sein. »Wo muss ich denn hin, um sie mir anzugucken? Kann man von hier aus hinlaufen?«

»Ich kann sie dir irgendwann zeigen, wenn du magst?« Er zuckte die Schultern, als ob das Angebot keine große Bedeutung hätte. »Ich bin eine Art Experte, was das angeht. Und ja, man kann zu Fuß hingehen. Alles in Hadley ist in Fußreichweite.«

»Warum? Ich meine, warum bist du ein Experte?«

»Die Stelle liegt vor meiner Haustür.«

»Oh. Das ergibt Sinn.« Ich trank einen Schluck meiner Cola und fasste mir ein Herz. »Warum bist du so nett zu mir?«

Patricks Augen zuckten und sein Lächeln verblasste zu etwas Traurigem. »Weil du ein bisschen verloren gewirkt hast. Du erinnerst mich an…« Er seufzte. »Du erinnerst mich an mich.«

Ich schluckte mühsam und mein voller Magen zog sich unangenehm zusammen. »Ich, eh…«

Als ich nichts weiter zu sagen hatte, fuhr er fort: »Ich weiß, wie es ist, jemanden in der Nähe zu brauchen, der keine Fragen stellt. Denn das Einzige, was schlimmer ist, als niemanden in Reichweite zu haben, ist es, es mit einer wohlmeinenden, aber neugierigen Person zu tun zu bekommen, die ständig die falschen Fragen stellt.«

Ich stieß langsam die Luft aus. Gott, er verstand es wirklich. Ich wusste nicht, was ihn dazu verleitet hatte, so etwas zu sagen, aber er verstand mich ganz offensichtlich. Aber vielleicht war er jemand, bei dem ich mich nicht in Acht nehmen musste. »Es ist ermüdend, die ganze Zeit in der Defensive zu sein.«

»Ist es.« Patrick schenkte mir ein freundliches Lächeln. »Deshalb wirst du von mir nie irgendwelche Fragen zu hören bekommen. Es sei denn, es geht um so alltägliche Sachen wie darum, ob du schon die Pinguine und Seebären gesehen oder ob du deinen Fisch lieber gegrillt oder frittiert magst.«

Zum ersten Mal seit einer gefühlten Ewigkeit lachte ich leise. »Mit solchen Fragen komme ich klar.«

»Gut. Also, was hast du morgen vor?«

»Schon wieder eine Frage.«

»Ja, aber wieder eine banale.«

Ich lächelte. »Ich werde mit der Arbeit an den sanitären Einrichtungen anfangen. Ich glaube nicht, dass Frank schon einmal etwas daran gemacht hat, seitdem er den Laden gekauft hat.«

Er schnaubte leise. »Bitte sag mir, dass es warmes Wasser gibt.«

»Kaum.« Ich lächelte ihm zu. Oder vielleicht lächelte ich immer noch. Ich war mir nicht sicher. »Aber es ist nicht so wild.«

»Darf ich noch eine Frage stellen?«

»Kommt darauf an.«

Er grinste. »Sie wird banal sein, Pfadfinderehrenwort.«

»Ich war früher ein Pfadfinder, weißt du.«

Er salutierte. »Dann werde ich pflichtbewusst mein Versprechen halten, nur einfache Fragen zu stellen.«

Ich lachte. »Dann bitte, frag nur.«

»Wenn du morgen Abend Zeit hast, kann ich dir dann zeigen, wie die Pinguine an Land gehen?«

Er wollte sich wieder mit mir treffen. Ich war mir nicht sicher, ob das eine gute Idee war, aber die Wärme in seinen Augen und sein freundliches Lächeln und die Sehnsucht, mich mit einem anderen Menschen zu beschäftigen – besonders mit jemandem, der versprochen hatte, keine Fragen zu stellen –, erlaubten mir nicht, abzulehnen. »Klingt gut. Wo ist der Haken?«

»Kein Haken. Es sei denn, du hältst es für einen Haken, nachts bei klirrender Kälte runter zum Strand zu gehen. Ich verspreche, dass es das wert ist.«

Kapitel Vier

Patrick

Es war kein Date.

Das sagte ich mir vermutlich ein Dutzend Mal. Aber meine Nervosität kämpfte mit meinen Schuldgefühlen und ich fuhr beinahe bei ihm vorbei, um abzusagen.

Ich war nicht so weit. Ich war nicht darauf vorbereitet, weiterzuziehen. Ich war nicht dazu in der Lage.

Erinnerungen an Scotts Berührungen, seine Hände, seinen Geruch, seinen Geschmack wirbelten um mich herum. Sein Foto auf dem Kaminsims ließ mein Herz vor Kummer schwer werden. An manchen Tagen war es erträglich, an anderen brannte es. Trauer war wie das große Südmeer, sie bewegte sich mit Ebbe und Flut, oft stürmisch und wild oder auch friedlich und ruhig. Selbst wenn ich mit der Zeit gelernt hatte, diese Gewässer zu navigieren, verschwanden die Gezeiten nie.

Vier Jahre waren eine lange Zeit. Ich hatte inzwischen länger um ihn getrauert, als ich ihn gekannt hatte. Und obwohl sich vier Jahre nach einem ganzen Leben anfühlten – und jeder meinte, dass *er gewollt hätte, dass du weitermachst* oder *wollen würde, dass du glücklich bist* –, kamen sie mir immer noch nicht lang genug vor.

Aber irgendetwas an Aubrey sprach mich an. Etwas an seinen Augen und seinen Lippen, wenn er lächelte. Er war aufmerksam, vorsichtig und ich wusste, dass er einiges zu erzählen hatte, aber ich wollte ihn nicht bedrängen. Geschichten erzählten sich sowieso besser mit der Zeit und wenn man ihnen erlaubte, sich zu entfalten; wenn sie bereit waren, aufgeschrieben zu werden.

Ich würde ihn nicht bedrängen und ich hatte ihm versprochen, dass ich keine Fragen stellen würde, so sehr ich auch wissen wollte, was ihn hergeführt hatte oder warum er so nervös und

sprunghaft war. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass eine glückliche Geschichte dahintersteckte, und auch das sprach mich an.

Etwas an ihm sorgte dafür, dass ich ihn kennenlernen, ihn beschützen wollte. Und etwas in mir sehnte sich danach, ihn zu berühren, ihn in meinen Armen zu spüren und an mich zu ziehen. Das war absurd, da ich ihn gerade erst getroffen hatte und gar nicht bereit war, jemand Neuen kennenzulernen.

Aber es war kein Date.

Ich wusste nicht einmal, ob er überhaupt so tickte. Ich wäre gern davon ausgegangen, dass ich es erkennen konnte, aber die Wahrheit war, dass ich nicht wusste, ob er schwul oder bi oder irgendetwas dazwischen war. Und aller Wahrscheinlichkeit nach – angesichts der Tatsache, dass er hier in Hadley aufgetaucht war und sich wie ein verschrecktes Kaninchen umschaute – war er in keiner guten Verfassung. Auf emotionaler Ebene war er vermutlich ungefähr ebenso bereit, über solche Dinge nachzudenken, wie ich. Denn ich war auch nicht auf dem Markt. Also was sollte es?

Es ist kein Date, Patrick.

Warum war ich nervös? Warum hatte ich aufgeräumt und Staub gewischt und warum hatte ich zusätzliche Nudeln für den Fall gekocht, dass er Abendessen wollen könnte? Denn wenn das Mittagessen mit ihm irgendein Hinweis war, hatte ich den Eindruck, dass er nicht sehr gut oder oft aß. Er war mager – eher drahtig als dünn – und auch wenn er recht gesund wirkte, konnte er etwas mehr Gewicht auf den Knochen vertragen.

Also warum, abgesehen von allem anderen, wollte ich ihn bei mir aufnehmen und mich um ihn kümmern? Warum fühlte ich mich so zu ihm hingezogen?

Ich hatte ihm gesagt, dass ich ihn um fünf abholen würde, und um halb fünf tigerte ich in meinem kleinen Wohnzimmer umher. Mein Katze Tabby, meine Hausherrin und Mäusefängerin, musterte mich von ihrem Platz vor dem Feuer verurteilend. »Es ist kein Date«, sagte ich zu ihr. Sie betrachtete mich auf jene überlegene Weise, die Katzen eigen war.

Um zwanzig vor fünf stand ich in meiner Küche, versuchte, mich zu überreden, abzusagen oder auch nicht, und schwankte so wild zwischen den beiden Optionen hin und her, dass ich seekrank wurde. Oder vielleicht waren es die Nerven. Oder die Schuldgefühle.

Um zehn vor stand ich vor dem Kaminsims und fuhr mit dem Finger über den Rahmen von Scotts Foto. Er sah direkt in die Kamera und lachte. Für immer jung und gut aussehend. »Es ist kein Date«, flüsterte ich ihm zu und liebte und hasste das Schweigen, das mir antwortete, wann immer ich mit ihm sprach.

Aber dann heulte draußen der Wind auf und rüttelte an der Tür, als wollte die Insel mir sagen, dass es Zeit zum Aufbruch war. Ich nahm meinen Mantel vom Haken neben der Tür, schlüpfte hinein und zog die Tür hinter mir zu. Ich zwang mich, ins Auto zu steigen, und erreichte den Campingplatz, bevor ich mich überzeugen konnte, dass das hier eine furchtbare Idee war.

Mir ging auf, dass ich keine Ahnung hatte, in welchem Wagen Aubrey übernachtete. Allerdings brannte nur in einem Licht, also ging ich davon aus, dass es seiner sein musste.

Aber kaum, dass ich aus dem Wagen gestiegen war, kam er heraus. Er trug seine blaue Jacke mit der Kapuze im Nacken, Jeans und Stiefel – die einzige Kleidung, in der ich ihn bisher gesehen hatte. Er hielt die Handschuhe, die ich ihm gegeben hatte, und einen schwarzen Rucksack in der Hand.

»Hey«, sagte er und hielt zwei Meter vor mir inne. Es war ein Sicherheitsabstand und ich kam mir dumm dabei vor, mich gefragt zu haben, ob dies eine Art Date war.

»N'Abend«, erwiderte ich und versuchte ihn anzulächeln. »Bereit, dir ein paar Pinguine anzuschauen?«

Er nickte, dann sah er auf zum Himmel. »Wenigstens ist es nicht wolkenverhangen.«

Ich wollte schon sagen, dass den Pinguinen Wolken ziemlich egal waren, entschied mich jedoch dagegen. »Aber es ist windig

und die Brise, die südlich vom Meer kommt, kann ziemlich steif sein.« Ich öffnete meine Autotür, doch er zögerte einzusteigen. »Alles klar?«

Er setzte sich in Bewegung. »Ja. Entschuldige.« Er öffnete die Tür und stieg in meinen Wagen. Ich war überzeugt, dass er versuchte, so wenig Raum wie möglich einzunehmen, und er stieg ziemlich schnell aus, sobald ich zu Hause vorfuhr. Doch er sah zum Leuchtturm auf und grinste.

Ich stellte mich neben ihn und sah ebenfalls hinauf. Die roten und weißen Streifen zeichneten sich immer noch gegen den dunkler werdenden Himmel ab und das Leuchtfeuer sandte pulsierend sein Licht aufs Meer.

»Aus der Nähe ist er beeindruckend«, sagte er.

»Ist er. Ich kann mit dir nach oben gehen, wenn du möchtest? Der Ausblick ist fantastisch, selbst bei Nacht.«

Sein Blick suchte voller Aufregung meinen, aber irgendetwas bremste ihn; als müsste er sich selbst daran erinnern, vorsichtig zu sein. »Vielleicht ein anderes Mal.«

»Okay.« Ich zuckte die Schultern, um Gleichgültigkeit bemüht. Dann nickte ich in Richtung meines Hauses. »Gib mir eine Sekunde, um dir die Mütze zu holen. Unten an der Küste wird es noch kälter sein.« Ich wartete nicht darauf, ob er protestierte, denn ich war mir recht sicher, dass es darauf hinauslaufen würde. Es war nur eine Mütze. Sie bedeutete nichts.

Ich schloss meine Tür auf und ging hinein. Erst, als mir auffiel, dass er immer noch neben dem Wagen stand, hielt ich inne. »Du kannst reinkommen«, sagte ich aus der Tür. Ich ging wieder hinein und überließ es ihm, ob er wollte oder nicht. Ich würde ihn nicht drängen. Er hatte eindeutig das Bedürfnis, sich zu schützen, und er stand vermutlich gerade draußen und kämpfte mit seinem Fluchtinstinkt.

Als ich aus meinem Schlafzimmer zurück ins Wohnzimmer kam, stand er in der Tür. Nicht unbedingt im Haus, aber nah genug. Ich hielt die Mütze hoch. Es war ein dunkelgraues, einfach

gestricktes Exemplar, das ich geschenkt bekommen hatte. »Probier sie an. Ich habe sie nie getragen. Sie liegt wortwörtlich seit Jahren in der Schublade.«

Er machte einen zögernden Schritt herein. »Schönes Haus.«

Ich sah mich in dem kleinen Wohnzimmer um, das direkt in die Küche überging. Es war winzig, aber sehr gemütlich. Ein Dreisitzersofa, ein Sessel, ein Teppich und ein Fernseher passten hinein, dazu zwei kleine Beistelltische. In der Küche zog sich eine Reihe Schränke unter dem Fenster entlang, bestehend aus Fünfziger-Jahre-Furnier. In einer Ecke stand ein Kühlschrank, in der anderen ein Herd und in der Mitte ein kleiner Tisch mit zwei Stühlen.

»Ich sagte ja, es ist klein«, bemerkte ich.

»Es ist perfekt«, flüsterte er. »Fühlt sich nach einem Zuhause an.«

Das war eine ziemlich merkwürdige Bemerkung. »Tut es.«

Die Katze streckte sich aus ihrer zusammengerollten Haltung zu voller Länge aus, wobei sie ihren Bauch zum Feuer drehte. Aubrey lächelte sie an. »Du hast eine Katze.«

»Oh, Miss Tabby. Sie erlaubt mir gnädigerweise, ihr Sklave zu sein.«

Seine Lippen zuckten. »So sind Katzen.«

Ich reichte ihm die Mütze und drehte mich um, um die Taschenlampen vom Kühlschrank zu nehmen. Ich hielt eine in jeder Hand. »Pinguine!« Ich nickte über Aubreys Schulter hinweg. »Wollen wir?«

Er trat zurück und wahrte stets ein paar Meter Abstand zwischen uns, während ich ihn zu der Stelle führte, an der die Pinguine nisteten. Der Leuchtturm selbst war rund dreißig Meter von den Felsen entfernt errichtet worden, auf die das Meer traf, aber wenn man der Klippe rund hundert Meter weiter folgte, gab es einen kleinen sandigen Strand, der von Felsen und Gehölz übersät war: das perfekte Zuhause für Zwergpinguinbauten.

Ich machte an der üblichen Stelle halt und sprang auf die erste Felsenstufe hinab. Sie war nur zwei Meter lang und kaum einen Meter breit, aber von hier aus hatte man den perfekten Blick. »Wir

setzen uns her und warten«, sagte ich. »Sie werden genau unter uns auftauchen.«

Die Sonne war gerade untergegangen und der Himmel war von einem tiefen Schwarz, der Mond schien hell und der Wind peitschte über die Küste. Ich kauerte mich hin, den Rücken an die Felsen gelehnt, und versuchte, der größten Kälte zu entkommen.

Erst da sprang Aubrey neben mir herab und setzte sich eine Armlänge entfernt hin. Er hielt seinen kleinen Rucksack auf dem Schoß, beide Hände darauf gelegt, als könnte er jeden Moment aufspringen und wegrennen. Seine Schwierigkeiten in Sachen Vertrauen zeigten sich sehr deutlich durch den Raum, den er zwischen uns geschaffen hatte. Ich wusste, dass es nicht an etwas lag, was ich getan hatte, aber ich musste mich fragen, was er durchgemacht hatte, dass er so vorsichtig war.

»Danke für die Mütze«, sagte er.

Da warf ich ihm einen Blick zu. Er hatte sich die Mütze weit heruntergezogen, sein Haar und seine Ohren waren darunter verborgen. Seine Nase war vor Kälte rosa und selbst im Mondlicht erkannte ich, dass er versuchte zu lächeln. Versuchte, tapfer zu sein.

»Der Wind wird genau auf dich treffen. Aber wir werden nicht lange hier sein. Dir ist nicht zu kalt, oder?«

»Nein, alles in Ordnung«, antwortete er.

Ich befestigte den roten Filter an der Taschenlampe und reichte sie ihm. »Weißes Licht jagt ihnen Angst ein und dann kommen sie nicht an Land. Rotes Licht macht ihnen gar nichts aus.«

Er schaltete sie ein und hüllte uns in einen roten Schimmer. »Danke.«

Ich bereitete meine Lampe vor und schaltete sie ebenfalls an, bevor ich hinab zu der Stelle leuchtete, an der das Wasser auf die Felsen traf. »Es sollte nicht mehr lange dauern. Sie waren den ganzen Tag draußen jagen. Also müssen sie an Land kommen und sich ausruhen.«

»Und sie warten auf die Dunkelheit, um Raubtieren aus dem Weg zu gehen, richtig?«

»Jepp.«

Danach schwieg er und rund fünf Minuten später schaltete er seine Taschenlampe aus und öffnete seinen Rucksack. Er zog einen zylindrischen Gegenstand hervor und anfangs hielt ich es für eine dieser Wasserflaschen aus Aluminium, doch dann öffnete er etwas und zog… ein Teleskop hervor?

Es war eines der ausziehbaren Modelle und er erweiterte es auf volle Länge, setzte es ans Auge und richtete es himmelwärts.

Okay, jetzt war ich überrascht. Und beeindruckt. Ich hatte ihn vielleicht für vieles gehalten, für einen Sterngucker jedoch nicht. »Wow, das ist cool«, flüsterte ich.

Er warf mir einen Blick zu, und als er begriff, dass ich von ihm sprach, lächelte er und schien sich etwas zu entspannen. »Es hat meinem Großvater gehört«, murmelte er. Er lächelte das Teleskop an – oder über eine Erinnerung. Ich war mir nicht sicher. »Er ist mit mir Zelten gefahren und wir haben die ganze Nacht damit verbracht, uns die Sterne anzuschauen.«

Mir war nicht klar, warum ich es wusste, aber ich war mir sicher, dass er diesen Teil seines Selbst nicht mit jedem teilte. »Klingt wundervoll.«

»Er hat mich die Sternbilder gelehrt.«

»Klingt nach einem großartigen Mann.«

Er warf mir einen glühenden Blick zu, bevor er beiseite sah. »War er. Der beste.«

Ich wollte ihm gerade sagen, dass es mir leid tat – er hatte in der Vergangenheitsform gesprochen, also ging ich davon aus, dass sein Großvater verstorben war –, als ich ein verstimmtes Scharren und das vertraute Krächzen der Pinguine hörte. Ich lehnte mich nach vorn und leuchtete mit dem roten Lichtstrahl auf die Felsen. »Schau, da kommen sie.«

Unter uns verließ eine Kolonie Zwergpinguine das Wasser. Sie passten sich an die Tide an, um aus den Wellen zu springen und – immer noch recht unbeholfen – auf den Felsen zu landen. Von dort hüpften sie hoch und stiegen die Schräge zu ihren Bauten hinauf.

Aubrey hatte sich nach vorn gebeugt. Er stützte sich auf eine Hand und hielt mit der anderen die Taschenlampe, um neben mir in die Tiefe zu schauen. Er grinste und ich war mir nicht sicher, welcher Anblick spektakulärer war. Saß er etwas näher bei mir? Oder bildete ich mir das nur ein?

»Oh mein Gott«, flüsterte er. »Sie sind so niedlich!«

Das waren sie. Sie gehörten zur kleinsten Pinguinart weltweit und lebten dauerhaft auf der Insel. An die meisten Orte kehrten sie nur zum Brüten zurück, aber diese Kolonien blieben das ganze Jahr über auf der Insel. Es war leicht, sich an ihren Anblick zu gewöhnen, und ich hatte vergessen, wie aufregend es war, sie zum ersten Mal zu erleben.

»Das sind sie wirklich«, stimmte ich zu.

Und im Verlauf der nächsten halben Stunde oder so beobachteten wir, wie sie alle gemeinsam watschelnd den Weg aus den dunklen Tiefen des Ozeans zu ihren Höhlen hinter sich brachten. Ich behielt die ungefähren Bestandszahlen der Kolonie im Auge und als die letzten Nachzügler die Küste erreichten, schaltete ich meine Taschenlampe aus. »Ich hatte vergessen, wie viel Spaß das macht.«

Aubrey lachte leise. »Ich bin wirklich froh, dass ich das zu sehen bekommen habe. Danke.«

»Gern geschehen. Jederzeit.«

Er begann, sein Teleskop einzupacken. »Möchtest du noch eine Weile bleiben und die Sterne ansehen?«, fragte ich. »Es kommt nicht sehr oft vor, dass die Nacht über der Insel klar ist.«

»Du hast nichts dagegen?«

»Teufel, nein. Ich muss schon sagen: Ich bin beeindruckt. Ich hatte dich nicht für einen Astronomen gehalten.«

»Na ja, bin ich auch nicht wirklich. Es ist nur ein Hobby.«

»Jeder, der die Sterne und Planeten studiert, ist ein Astronom, oder nicht?«

Er grinste. »Ich schätze schon.« Dann seufzte er und wog das Teleskop in den Händen, als würde er dessen Gewicht prüfen. »Ich

mag die Beständigkeit der Sterne. Sie verlöschen nie, ungeachtet der Rotation der Erde. Es fasziniert mich, dass sich hinter jedem Stern eine andere Welt verbergen könnte. Der Weltraum ist einfach so gewaltig und voll, dass er alles andere unwichtig erscheinen lässt.« Er unterbrach sich abrupt, als müsste er sich zügeln. »Tut mir leid. Ich habe nur…«

Ich konnte den Blick nicht von ihm abwenden. »Entschuldige dich nicht.«

Wir schienen beide gleichzeitig zu bemerken, dass der Wind abgeflaut war. Abgesehen vom Schlagen der Wellen unter uns war es still.

»Ich vermute, ich studiere den Ozean«, gab ich zu. »Nicht im Ganzen oder die Tiere darin oder die wissenschaftliche Seite. Ich muss den Wind und die Gezeiten im Auge behalten und was für eine Rolle das Wetter spielt.«

»Macht das einen Ozeanografen aus dir?«, fragte er. »Wenn ich laut deiner Definition ein Astronom bin.«

Ich lachte leise. »Na ja, nicht wirklich. Ich bin nur ein Leuchtturmwärter. Das Meer im Auge zu behalten, ist Teil meiner Arbeit. So wie ich gerade schnell die Pinguine gezählt habe. Ich behalte ihre Zahlen nur grob im Auge, um zu ihrer Erhaltung beizutragen. Jeden Monat schicke ich einen kurzen Bericht an das Pinguinzentrum in Penneshaw. Es ist kein offizieller Bericht. Es ist nicht wirklich mein Job, ich helfe nur ein bisschen aus. Wenn sich signifikant etwas verändert, wenn zum Beispiel nur zehn auftauchen würden, können sie sich das genauer anschauen.«

»War das der Fall? Eine Veränderung, meine ich?«, fragte er aufrichtig besorgt. »Stimmt ihre Anzahl?«

»Genau genommen sehen sie gut aus. Ich habe mehr als vierzig gezählt. Das ist gut. Bedeutet, dass sie gesund sind und das Meer ihnen genug Futter zu bieten hat. Und sie brüten fleißig.«

Das brachte ihn zum Lächeln. »Ich freu mich.«

»Ja, es ist ein gutes Zeichen.« Ich deutete auf das Teleskop, das er nach wie vor festhielt. »Also, willst du es benutzen oder nur festhalten?«

Selbst in der Dunkelheit war ich mir recht sicher, dass er die Augen verdrehte. Doch er setzte das Teleskop wieder an und sah hinauf. Er verharrte so eine Weile und zog langsam einen Bogen über den südlichen Himmel. Ich lehnte mich zurück und beobachtete, wie sich die weißen Wogen an den Felsen unter uns brachen.

Das Meer war heute ruhiger. Es gab keine wütenden Untertöne. Bei Gelegenheiten wie diesen konnte ich mir vorstellen, dass es keine Macht war, mit der man stets rechnen musste, sondern eine friedliche, sanfte Kreatur, die allem Leben Zuflucht bot. An manchen Tagen schlug es wie ein Herz, der Puls der Erde, der allen Dingen Leben verlieh.

An manchen Tagen nahm es Leben.

Es gab einen Grund für das Sprichwort, dass man dem Meer nie den Rücken zukehren solle. Es war eine gnadenlose Kreatur. Ich zog es vor, wenn es sich rau und wechselhaft zeigte, grau und kalt, denn dann war es leichter, sich zu erinnern, zu was es fähig war.

»Geht es dir gut?«, flüsterte Aubrey neben mir.

Er hatte sein Teleskop weggepackt und beobachtete mich. Genau wie die Sterne, die er gerade noch betrachtet hatte, war ich Millionen von Lichtjahren weit entfernt gewesen.

»Sorry. Hab mich in meinen Gedanken verloren.« Ich schenkte ihm das schönste Lächeln, das ich zustande brachte. »Bist du fertig?«

Er nickte und kam auf die Beine. Er setzte seinen Rucksack auf die Kante, dann beide Hände und stemmte sich behände hoch. Himmel. Ich hielt mich für fit, aber die Tage, an denen ich so mühelos einen Meter vom Boden hochgesprungen war, lagen nun wirklich hinter mir. Mein Gesichtsausdruck musste mich verraten haben, denn Aubrey lachte und streckte die Hand aus. »Komm, alter Mann.«

Ich nahm seine Hand und seine Kraft überraschte mich. Ja, er war drahtig, aber er war stark. Er zog mich mit Leichtigkeit hoch. »Ich bin *gar nicht so alt*, nur, damit du es weißt.«

Er nahm seinen Rucksack, warf ihn sich über die Schulter und wischte seine behandschuhten Finger an den Oberschenkeln ab. »Nur so aus Neugier: Wie alt ist gar nicht so alt?«

»Ich bin einundvierzig.«

Er nickte nachdenklich. »Ich habe mich gewundert, das ist alles. Das Grau in deinem Bart macht es schwer zu schätzen.«

Instinktiv legte ich meine Hand an meinen Bart. »Du willst sagen, er macht mich alt?«

Er lachte. »Distinguiert.«

Ich verdrehte die Augen. »Ja, genau. Und wie nicht alt bist du?«

»Siebenundzwanzig.«

Vierzehn Jahre. Ich hatte so etwas vermutet. Wir machten uns auf den Rückweg zum Haus. Vierzehn Jahre. Das war nicht so übel, oder? Ich seufzte. Es gefiel mir nicht, wohin meine Gedanken abgeglitten waren. Warum dachte ich auch nur darüber nach? Ich musste wieder in die Spur kommen. »Nur um dich ins Bild zu setzen: Der Bart ist hilfreich. Er hält mir im Wind das Gesicht warm. Ich verbringe die meisten Tage im Freien.«

»Sollte keine Kritik sein«, sagte er rasch und mit einem Schritt zur Seite brachte er einen weiteren Meter zwischen uns. Gott, er war wirklich wie ein verängstigtes Kaninchen oder ein Welpe, den man getreten hatte. Er schob die Hände in die Taschen. »Eigentlich gefällt er mir. Ich habe es ernst gemeint, als ich sagte, dass er dich distinguiert wirken lässt.«

Ich lächelte ihm zu, um ihm zu zeigen, dass ich nicht verärgert oder wütend auf ihn war. »Ich kann mit *distinguiert* leben. Ein Kompliment ist ein Kompliment, richtig?«

Er schien sich etwas zu entspannen und warf mir ein kleines Lächeln zu. Dann, als wir mein Haus erreichten, wurde er erneut von der Größe des Leuchtturms überwältigt. »Er ist einfach herrlich«, sagte er, während er hinaufsah.

»Ist er.« Dann kam mir ein Gedanke. »Möchtest du nach oben auf die Galerie gehen, um dein Teleskop zu benutzen? Ich wette, der Blick auf die Sterne ist von dort oben sogar noch besser.«

Er lächelte, als er dächte er darüber nach. »Klar. Aber in einer anderen Nacht. Ich habe schon genug von deiner Zeit eingenommen.«

»Du bist keine Unannehmlichkeit, Aubrey«, sagte ich und sah ihm direkt in die Augen. »Aber wir können es in einer anderen Nacht nachholen. Mir egal.« Dann fiel mir wieder ein, dass ich ihn hergefahren hatte und ihn auch nach Hause bringen sollte, aber ich war noch nicht ganz bereit, mich zu verabschieden. »Hast du etwas gegessen? Ich habe eine Menge Pasta gemacht. Nur ein bisschen zusammengewürfeltes Gemüse mit Tomaten. Nichts Großartiges, aber es wird dich aufwärmen.«

Er öffnete den Mund, als wüsste er nicht, was er sagen sollte; als ob er wollte, aber sich nicht aufdrängen mochte. Oder als wäre er wirklich hungrig, aber nicht sicher, ob er mit mir hineingehen sollte.

»Oder ich könnte dir etwas in eine Schüssel füllen und du kannst es mit nach Hause nehmen«, bot ich an. »Ich habe wirklich zu viel gemacht.«

»Oh, ich… ehm…« Er sah zu meiner Haustür und stieß langsam die Luft aus.

»Oder ich kann dich einfach nach Hause fahren. Wie immer du willst. Ich bin ganz für nebensächliche Fragen und dafür, dass du dich nicht unbehaglich fühlst, weißt du noch?«

Er lächelte mir schief zu. »Ich erinnere mich. Und ich schätze, ich könnte etwas essen.«

Ich versteckte mein Lächeln, als ich die Tür aufschloss und hineinging. Normalerweise würde ich sie aufhalten, aber ich wollte ihn nicht unter Druck setzen. Ich trat einfach ein und sagte: »Zieh hinter dir zu«, sodass er hereinkommen konnte, wenn er bereit war.

Ich zog meinen Mantel aus und hängte ihn auf, dann streifte ich meine Handschuhe und Mütze ab. Drinnen war es angenehm warm, aber das Feuer war fast heruntergebrannt, sodass ich die

Kamintür öffnete und ein kleines Scheit nachwarf. Tabby warf mir einen missmutigen Blick zu, weil ich es gewagt hatte, sie zu wecken, also kraulte ich sie entschuldigend hinter dem Ohr. Sie schlief gleich wieder ein und ich nahm an, dass ich entlassen war. Ich winkte abwehrend. »Nein, bitte, steh nur nicht auf.«

Aubrey stand nun in der Tür und lächelte mir zu. »Redest du öfter mit deiner Katze?«

»Ständig.«

Er schloss die Tür und zog Mantel und Handschuhe aus, gefolgt von seiner Mütze. Seine Haare standen ihm zu Berge und ich vermutete, dass für meine dasselbe galt. Ich fuhr mir mit einer Hand über den Kopf und ging Richtung Küche.

»Ehm, danke für die Mütze«, sagte er. »Und die Handschuhe. Und für das Mittagessen gestern und dafür, dass du mir Pinguine gezeigt hast. Und fürs Abendessen jetzt, schätze ich.«

Ich lächelte ihm zu. »Kein Problem.« Ich öffnete den Kühlschrank. »Ich habe Mineralwasser, Bier, Tee, Kaffee…?«

»Oh, hm, Wasser reicht. Leitungswasser ist okay.«

Ich nahm zwei Flaschen Wasser und hielt ihm eine hin. Er brauchte nur drei lange Schritte, um sie zu nehmen, aber es war, als müsste er sich zwingen, sich mir zu nähern. Er nahm die Flasche und trat schnell einen Schritt zurück. »Danke.«

Gott, er hatte wirklich Angst, und ich konnte mir nicht einmal vorstellen, was es ihn gekostet hatte, *Ja* zu sagen und mit mir reinzukommen.

»Gern geschehen.« Ich trank von meinem Wasser, während ich ein paar Teller holte und das Abendessen vorbereitete, dann sagte ich: »Setz dich einfach irgendwohin.«

Er überraschte mich damit, dass er sich an den Tisch setzte. Ich hatte erwartet, dass sein Bedürfnis nach Abstand dafür sorgen würde, dass er das Sofa wählte, aber vielleicht lag es daran, dass er essen würde? Ich wusste es nicht. Er war ein Rätsel, so viel war sicher.

»Also, falls du dich fragst, warum ich dir helfe…«

»So was mache ich nicht«, unterbrach er rasch und mit gerunzelter Stirn. Er sprang von seinem Stuhl auf. »Ich meine, ja, ich bin schwul. Aber ich treibe es nicht gegen Gefallen oder Geld. Ich bin kein Stricher.«

Ich blinzelte mit einem Teller Pasta in der Hand, war wie betäubt. Ein Stricher? Glaubte er etwa, dass ich ihn für einen Stricher hielt? Der Gedanke war mir nicht einmal gekommen. »Was?«

Er erstarrte, dann trat er einen weiteren Schritt zurück. Ich war mir nicht sicher, wer von uns erschrockener war. »Ich sollte gehen.«

Kapitel Fünf

Aubrey

Mein Herz fühlte sich zu schwer für das Tempo an, in dem es schlug. Ich wollte nicht gehen. Patrick war seit Ewigkeiten der erste Mensch, mit dem ich mich unterhalten hatte, und ich hatte ihn für nett und aufrichtig gehalten. Er hatte mich zu den Pinguinen gebracht und geduldig gewartet, während ich die Sterne betrachtet hatte. Und für einen Moment auf dem Sims neben ihm, als er nicht wusste, dass ich ihn beobachtete, hatte er so traurig ausgesehen, als würde er das Gewicht der ganzen Welt auf den Schultern tragen.

Als wüsste er, wie sehr es wehtat.

Und für einen blödsinnigen Augenblick hatte ich geglaubt, dass er ein Freund sein könnte. Aber dann, als ich alles laut ausgesprochen hatte, was er für mich getan hatte – quasi eine Liste der Gefälligkeiten –, hatte ich begriffen, dass er etwas im Gegenzug erwarten könnte.

Ich wusste von der Sekunde an, als ich erklärt hatte, kein Stricher zu sein, dass ich alles falsch verstanden hatte. Denn sein Gesicht zeigte einen Ausdruck des Schocks, des Horrors. Erschüttert.

Ich hatte ihn beleidigt, als ich davon ausgegangen war, dass er so etwas wollte. Dass er mich dafür *benutzen* wollte.

Und ich hatte mich gerade als schwul geoutet.

Vielleicht hatte ihn das so erschüttert.

»Geh nicht«, sagte er und seine verletzte Miene bremste mich. Er stellte langsam den Teller auf den Tisch. »Das will ich nicht von dir«, flüsterte er. Er schluckte mühsam und seine Augen waren glasig. »Ich würde so etwas nie von dir verlangen.«

Ich stand mitten in seinem Wohnzimmer, nicht sicher, was ich tun sollte. Ich hatte das Gefühl, dass ich gehen sollte, aber sein gequältes Flüstern hielt mich auf. »Tut mir leid.«

»Himmel. Bitte entschuldige dich nicht.« Er zog den anderen Stuhl vom Tisch weg. »Bitte setz dich und iss. Es gibt keine Hintergedanken, Aubrey. Ich wollte nur sagen, dass ich nett zu dir bin, weil ich weiß, wie es ist, neu in der Stadt zu sein. So gut wie alle sind hier geboren und aufgewachsen, außer mir. Und nun du.« Dann kehrte er an den Ofen zurück und füllte einen weiteren Teller mit heißer Pasta, und Mann, sie roch so lecker.

Er nahm ein Stück Käse aus dem Kühlschrank. Und nicht irgendeinen Käse, sondern echten Parmesan. »Wenn du möchtest, dass ich dich nach Hause bringe, tue ich das. Aber bitte nimm was vom Essen mit.«

»Ist das italienischer Parmesan?«

Seine Lippen zuckten und er lächelte fast. »Natürlich.« Er ging zur Schublade und holte Besteck heraus, dann setzte er sich an den Tisch und legte eine Gabel und einen Löffel neben meinen Teller. »Ob es jetzt hilft oder nicht, ich bin auch schwul, Aubrey. Du hast diesen Teil von dir mit mir geteilt, da ist es nur fair, wenn ich genauso ehrlich zu dir bin.«

Ich wagte einen vorsichtigen Schritt vorwärts, dann einen weiteren, und setzte mich langsam hin. Ich kam mir dumm vor und fühlte mich schuldig. Also hatte meine Verkündung ihn nicht abgestoßen. Na, jedenfalls nicht der Teil mit dem Schwulsein. Patrick rieb etwas Käse auf einen kleinen Teller und ich musste irgendetwas sagen… Ich musste die Luft reinigen. Er war aus reiner Freundlichkeit nett zu mir gewesen, es war das Mindeste, was ich tun konnte.

»Ich habe einige Zeit in Melbourne verbracht«, sagte ich und überlegte mir genau, was ich nicht erzählen würde. »Ich habe in einer Art Hostel gewohnt und der Besitzer meinte, dass ich bleiben könnte, wenn ich ihm helfe, ein paar Sachen zu reparieren. Mir war nur nicht klar, dass er im Gegenzug gewisse Gefälligkeiten erwartete. Und danach habe ich ein paar Nächte auf der Straße verbracht und einige Männer haben mir Geld geboten für… Es

wurde irgendwie erwartet, weißt du? Dass ich so verzweifelt war, dass ich alles für Geld tun würde. Aber das habe ich nicht. Ich meine, ich verurteile niemanden für die Entscheidungen, die er in Zeiten der Not fällt. Man muss tun, was nötig ist, stimmt's? Aber ich habe es nicht getan, egal, wie sehr ich bedrängt worden bin…«

Patrick legte stirnrunzelnd die Gabel ab. »Es tut mir leid, dass sie das getan haben. Es tut mir leid, dass du das durchmachen musstet.«

»Mir auch.« Ich seufzte. »Aber es war nicht alles schlecht. Einige Leute waren toll. Ich habe ein paar eigenartige Jobs gemacht und die Leute waren nett zu mir.«

»Aber du bist nicht lange in Melbourne geblieben?«

»Nein. Großstädte sind nichts für mich.«

Ich war mir sicher, dass es tausend Fragen gegeben hätte, die er mir nach dieser Offenbarung hätte stellen können, aber er schob mir einfach den Teller mit Käse hin und sagte: »Für mich auch nicht.«

Die Atmosphäre zwischen uns entspannte sich. Ich holte tief Luft und versuchte es mit einem angenehmeren Gesprächsthema. »Hadley scheint ein netter Ort zu sein«, sagte ich, während ich etwas Käse auf meiner Pasta verteilte. So, wie sie aussah, enthielt die Soße Zucchini, Aubergine und Tomaten, dazu eine Menge Gewürze. »Auch wenn ich mir vorstellen könnte, dass es so etwas wie eine Schwulenszene nicht gibt.«

Patrick schnaubte und schluckte einen Mundvoll Essen herunter. »Oh, nein.«

Ich nahm einen Löffel Pasta. »Oh mein Gott, das ist lecker«, sagte ich mit vollem Mund. Also schluckte ich und versuchte es erneut, dieses Mal mit Manieren. »Sorry. Das ist wirklich lecker. Hast du das alles selbst gemacht?«

Patrick lächelte warm. »Hab ich.«

»Tja, es ist sehr gut.« Ich schaffte es nicht einmal, verlegen zu sein. Ich war zu hungrig und das Essen war verdammt noch mal zu lecker.

»Ich freue mich, dass es dir schmeckt.« Er erwiderte meinen Blick und nach einer Weile deutete er mit seiner Gabel auf meinen Teller. »Möchtest du nicht weiteressen?«

Oh richtig. Ich war dabei hängen geblieben, ihn anzusehen. Ich langte zu und verschlang den ganzen Teller. Dabei bemühte ich mich, nicht zu schnell zu essen, damit er nicht den Eindruck gewann, dass ich am Verhungern war.

»Möchtest du eine zweite Portion?«, fragte er und schob seinen Teller von sich.

»Nein, danke.« Ich tätschelte meinen Bauch. »Kohlenhydrate. Puhhh.« Ich stieß die Luft aus. »Ich bin voll.«

Er lächelte auf jene warmherzige Weise, die seine Augen glänzen ließ. »Tja, ich bin froh, dass ich zu viel gemacht habe.«

Ich stand auf und nahm beide Teller. »Lass mich abwaschen.«

Patrick trat zu mir an die Spüle, aber nicht zu nah. »Das musst du nicht machen.«

»Ist nur fair.« Ich ließ heißes Wasser einlaufen und entdeckte das Spülmittel unter der Spüle. Patrick holte ein Geschirrtuch und nach ein paar Minuten hatten wir alles erledigt. Während wir Seite an Seite standen, ging mir auf, dass er gut roch, aber vor allen Dingen, dass ich mich in seiner Gegenwart behaglich fühlte, obwohl er deutlich größer war als ich. Er strahlte eine Aura von Trost und Wärme aus, die nichts mit dem Strickpullover zu tun hatte, den er trug.

»Danke«, sagte er, sobald wir fertig waren.

Ich lehnte mich mit dem Hintern gegen den Tresen und lächelte ihm zu. »Danke. Für alles.«

»Jederzeit.« Er faltete das Geschirrtuch ordentlich und legte es neben sich. Und bevor er noch etwas sagen konnte, marschierte Tabby in die Küche, stellte sich vor uns und streckte sich. Dann starrte sie Patrick an und miaute lauthals.

»Oh, hör auf zu nörgeln. Du hast genug Futter«, sagte Patrick zu ihr. Er verdrehte die Augen und hob sie hoch, um sie wie ein Baby in den Arm zu nehmen. Klar, sie war überhaupt nicht verwöhnt.

Sie sah mit süffisanter Befriedigung zu mir herüber, als wollte sie sagen: *Seine Aufmerksamkeit gehört ganz mir, nicht dir*. Ich konnte nicht anders, als zu lächeln und sie zu streicheln. Sie rieb sich an meiner Hand. »Sie hat dich gut erzogen.«

Patrick lachte leise. »Ich weiß, ich bin ein Weichei. Aber sie leistet mir gute Gesellschaft.«

Mit meiner Hand über Tabby hinwegzufahren und dabei kaum spürbar über seine Brust zu streichen, fühlte sich merkwürdig persönlich an. Besonders in der Stille seines Hauses und wenn man bedachte, wie dicht ich neben ihm stand. Widerstrebend zog ich meine Hand zurück und trat einen Schritt nach hinten. Ich vermisste die Nähe sofort, war jedoch hingerissen, dass mein Herz auf gute Weise schneller schlug. So etwas hatte ich seit langer, langer Zeit nicht empfunden.

»Ich sollte vermutlich gehen«, murmelte ich.

Patrick sah mir direkt in die Augen und brachte mein Blut in Wallung. »Wenn du möchtest.«

Ich wollte nicht, aber länger zu bleiben, war zu riskant. Ich zwang mich, den Blickkontakt zu unterbrechen, ging hinüber zum Sofa, auf dem ich meinen Rucksack und meine Jacke gelassen hatte, und nahm beides an mich. »Ich kann laufen. Kein Problem.«

Er holte seine Schlüssel. »Bitte lass mich dich fahren. Ich habe dich abgeholt, da ist es nur richtig, dass ich dich nach Hause bringe.«

Wie bei einem Date.

Es hätte mich wirklich nur zehn oder fünfzehn Minuten gekostet zu laufen, aber ich mochte Patrick. Ich fühlte mich bei ihm sicher und er bot es an. »Okay.«

Sofort lächelte er. Dann setzte er Tabby behutsam auf den Sessel und kam zu mir, um seinen Mantel zu holen. Er kam mir recht nah, aber ich hatte den Eindruck, dass er merkte, dass ich nicht gern von Menschen bedrängt wurde. Daher ließ er mir so viel Platz wie möglich. Es gefiel mir, dass er mich lesen konnte, und es gefiel mir, dass er wollte, dass ich mich wohlfühlte. Anton hatte einen Scheiß darauf gegeben, was ich wollte…

Ich schüttelte jeden Gedanken an *ihn* ab und setzte meine neue Mütze auf, hielt die Handschuhe jedoch fest. Ich nahm meinen Rucksack und als ich zu Patrick aufsah, schenkte er mir ein Lächeln. »Fertig?« Mit nicht mehr als einem Nicken öffnete er die Tür und der bitterkalte Wind schlug uns draußen entgegen.

»Ist es in deinem Wohnwagen warm genug?«, fragte er, als wir zum Auto gingen.

»Ja, alles bestens.« War es eigentlich nicht, aber der kleine Heizlüfter und die Decken hielten mich nachts warm genug. Aber das erzählte ich ihm nicht. Es war mein Problem, nicht Patricks. Und überhaupt war ich schon schlechter untergekommen. Ich hatte einige kalte Nächte auf der Straße verbracht, im Vergleich dazu war der Wohnwagen ein Palast. Ich setzte mich auf den Beifahrersitz, dankbar, dem Wind entkommen zu sein, und schnallte mich an. »Ich meine, er ist nicht riesig und vermutlich älter als ich, aber er ist sauber und trocken.«

Patrick legte seinen Sicherheitsgurt an und startete den Motor. Er drehte die Heizung auf und lächelte mir zu, als er zurücksetzte. Er musste eine Hand auf meine Rückenlehne legen, sodass er über die Schulter schauen konnte, und mein Bauch verkrampfte sich. Er berührte mich beinahe…

Der wirklich beängstigende Punkt war, dass ich es wollte. Es war so lange her, dass mich jemand berührt oder auch nur ein Gespräch mit mir geführt hatte. Vielleicht lag es daran: Meine Einsamkeit machte mich verzweifelt.

Ich hatte seit Ewigkeiten nicht gewollt, dass man mich auch nur ansah, geschweige denn berührte. Aber etwas in mir wollte sich an Patricks Brust lehnen und ihm erlauben, mich festzuhalten. Ich war mir sicher, dass sich diese langen, kräftigen Arme wie der Himmel anfühlen mussten…

»Aubrey?«

Ich warf ihm einen Blick zu. »Ja? Entschuldige.« Dann ging mir auf, dass wir bereits den Campingplatz erreicht hatten. »Oh.« Ich war mir sicher, dass die Enttäuschung in meiner Stimme nicht unbemerkt blieb.

Er grinste ein bisschen, also ja, er hatte es bemerkt. »Ich habe dich gefragt, ob du dir mal die Seebären anschauen möchtest? Sie gehen ein Stück südlich von hier an Land, also müssen wir den Wagen nehmen.«

»Oh, klar. Das würde mir sehr gefallen.«

Er atmete langsam aus und da fiel mir auf, dass er die Hände rang, als wäre er nervös. »Okay, dann suchen wir uns irgendwann einen Termin.«

Ich nickte. Kein Druck. Er war wirklich gut darin, mich nicht unter Druck zu setzen. »Klingt gut. Ich muss morgen damit anfangen, die sanitären Einrichtungen zu sanieren, und ich vermute, das wird ein paar Tage dauern.«

»Ich bin mir sicher, dass Frank nichts dagegen haben wird, wenn du dir einen Nachmittag freinimmst. Hier passiert nichts so richtig schnell, daher wird er es vermutlich nicht einmal bemerken.« Er sah aus dem Fenster, sodass ich sein Gesicht nicht erkennen konnte. »Und wenn du es ein oder zwei Tage hinauszögerst, musst du länger bleiben, stimmt's?«

Wollte er, dass ich länger blieb? Es klang jedenfalls sehr danach.

»Ich würde gern hierbleiben«, gab ich zu. Ich wollte einen Ort finden, an dem ich für immer bleiben konnte. Wieder einen Sinn für Normalität entwickeln und aufhören, über die Schulter zu schauen.

Ich hoffte, dass es eines Tages dazu kommen würde, auch wenn ich tief in meinem Innern wusste, dass es unmöglich war. Ich hatte mich für dieses Leben entschieden. Letztendlich war es allein meine Entscheidung gewesen wegzurennen. »Du hältst mich vermutlich für verrückt, weil ich das sage.«

Er drehte mir das Gesicht zu und sein Lächeln wirkte nun aufrichtiger. »Diese kleine Stadt ist nicht so übel. Sie liegt weit genug vom Rest der Welt entfernt, um perfekt zu sein.«

»Das ist irgendwie der Grund, warum ich sie mir ausgesucht habe«, sagte ich. Dann fiel mir auf, dass ich das vermutlich besser gelassen hätte.

Er nahm diesen winzigen Informationsfetzen und wieder verzichtete er darauf, weitere Fragen zu stellen, obwohl es die perfekte Gelegenheit gewesen wäre. »Gibt es irgendwelche Tage im Monat, die besser geeignet sind, um sich die Sterne anzuschauen? Nach Mondphasen oder so?«

Ich brauchte einen Moment, um das Thema zu wechseln. »Eh, ja. Neumond ist am besten geeignet, um sich die Sterne anzuschauen.«

»Also ganz ohne Mond.« Patrick dachte kurz darüber nach, dann verzog er das Gesicht. »Ergibt Sinn, schätze ich.«

Ich lachte leise. »Aber ehrlich gesagt ist jeder Zeitpunkt gut. Einige sind nur etwas besser als andere.«

»Nächste Woche ist Neumond«, sagte er.

»Und das weißt du auswendig?«

»Gezeitenkalender.«

»Oh, natürlich.« Ich verdrehte über mich selbst die Augen. »Hätte ich mir ja denken können.«

»Also, wie wäre es, wenn ich mir die Wettervorhersage anschaue? Wenn wir das Glück haben, dass es an Neumond klaren Himmel gibt, könnte ich mit dir auf die Galerie gehen.«

»Die Galerie?«

»An der Spitze des Leuchtturms.«

»Oh.« Bestimmt wurde ich rot. »Natürlich.«

Patrick lachte und mir fiel im Dämmerlicht auf, dass ein Grübchen seinen Bart beschattete, wenn er so lächelte. »Ich habe nicht erwartet, dass du dich mit den Begrifflichkeiten auskennst.«

»Du kannst sie mir beibringen«, sagte ich. »Wenn du mich nächste Woche mit nach oben nimmst.«

Wieder lächelte er und nickte. »Okay. Ich mache uns zum Abendessen ein Picknick und wir können oben essen. Du kannst dir die Sterne anschauen, solange du magst.«

»Das klingt… unglaublich. Danke.« Ich legte die Hand auf den Türgriff, um auszusteigen, hielt jedoch inne.

Ich war mir nicht sicher, was die Etikette verlangte. Er hatte mir Abendessen gemacht und mich nach Hause gefahren. Küsste

ich ihn also auf die Wange? Ich wollte mich nicht über die Mittelkonsole lehnen, was sowieso schon unbequem gewesen wäre, nur damit er mich wegschubste oder etwas ähnlich Schreckliches tat. Also beließ ich es dabei zu sagen: »Danke noch mal, für das Abendessen und die Mütze. Und ich freu mich darauf, mir die Seebären anzuschauen. Und den Leuchtturm.«

»Ich auch«, erwiderte er. Doch dann sah er irgendwie traurig drein, sodass ich sehr froh war, dass ich nicht versucht hatte, ihn zu küssen.

»Ich seh dich demnächst.« Ich wartete nicht auf eine Antwort, öffnete einfach die Tür, schoss hinaus in den böigen Wind und rannte zu meinem Wohnwagen. Ich schloss auf, stieg schnell die Stufen hoch und zog die Tür hinter mir zu. Mein Herz raste.

Der vertraute, moderige Geruch von altem Bettzeug und Staub kam mir entgegen. Aber es war sauber. Ich hatte selbst geputzt, sobald ich den Wohnwagen das erste Mal betreten hatte. Er war trocken, das war keine Lüge gewesen, aber der Wind heulte draußen und die Kälte kroch durch die dünnen Wände und Fenster. Ich drehte den Heizlüfter auf und zog meine Jacke aus, hängte sie in den kleinen und einzigen Schrank. Meine Handschuhe legte ich auf den kleinen Tisch, behielt meine Mütze jedoch auf dem Kopf. Dank ihr war mir bereits wärmer.

Dank Patrick.

Oh Mann, der heutige Abend war interessant gewesen. Ich war nervös gewesen, bevor ich losgezogen war, aber er hatte mich bald beruhigt. Er war ein netter Kerl, sehr großzügig und freundlich und auf ebenso schroffe Weise gut aussehend wie die Küste, die er sein Zuhause nannte. Und er war schwul.

Nachdem ich mich geoutet und fatalerweise verkündet hatte, dass ich keinen Sex gegen Gefälligkeiten eintauschte, war er nicht beleidigt gewesen, nicht einmal kritisch. Seine einzige Sorge hatte mir gegolten. Er hatte nicht nachgebohrt, hatte mich nicht unter Druck gesetzt.

Aber in Patricks Augen lag eine untergründige Traurigkeit und obwohl ich wissen wollte, was dahintersteckte, würde ich ihn meinerseits nicht bedrängen.

Ich wartete, bis der Heizlüfter für eine erträgliche Temperatur gesorgt hatte, zog mich aus und schlüpfte ins Bett. Die Matratze war hart und ich musste quer liegen, um überhaupt ins Bett zu passen, aber es war ganz sicher besser als einige andere Orte, an denen ich übernachtet hatte.

Der Schlaf blieb mir eine Zeit lang verwehrt. Draußen heulte der Wind und meine Gedanken kehrten zu Patrick zurück. Ich stellte ihn mir in seinem warmen, kleinen Haus vor. Ich wettete, dass sein Bett groß, weich und gemütlich war und außerdem, dass er sich in eine Unmenge von Decken gekuschelt hatte.

Ich fragte mich, ob die Katze Tabby an seinem Fußende schlief und ob er nackt oder im Pyjama schlafen ging. Und auch, wenn es um mein Leben gegangen wäre: Ich konnte nicht sagen, was heißer gewesen wäre.

Die Tatsache, dass ich auch nur über diese Dinge nachdachte, hätte eine Alarmglocke in meinem Kopf schrillen lassen sollen. Es hätte mich dazu bringen sollen, so schnell wie möglich in die andere Richtung davonzustürmen. Aber das Einzige, was ich in meinem Kopf hörte und sah, waren sein warmes, leises Lachen und seine freundlichen Augen, wenn er lächelte. Und der einzige Ort, zu dem ich laufen wollte, war der, an dem er sich befand.

Ich stellte mir vor, bei ihm im Bett zu liegen. Ich stellte mir seine Wärme vor, seine starken Arme um mich. Das Haar auf seiner Brust würde weich sein und mich an der Nase kitzeln, wenn ich meinen Kopf in seine Armbeuge legte. Aber er würde mich eng an sich ziehen und mir den Rücken reiben und sanft sein. Er würde mich berühren, als hätte er Angst, dass ich zerbrechen könnte, und er würde niemals im Zorn seine Hand heben.

Gewärmt von allein diesen Gedanken schlief ich ein.

***

Den größten Teil der nächsten beiden Tage verbrachte ich damit, die sanitären Einrichtungen zu reparieren. In erster Linie machte ich sauber, entfernte zerbrochene Fliesen, ersetzte sie durch neue und reparierte sogar einen kaputten Wasserhahn. Ich entfernte einen Teil des verdächtig aussehenden Gitterwerks und ersetzte es mit Holzverkleidungen in dem Versuch, das Gebäude ins einundzwanzigste Jahrhundert zu bugsieren.

Wenn ich irgendjemandem aus meinem alten Leben erzählt hätte, wozu ich inzwischen fähig war, hätte man mich ausgelacht. Mein altes Ich – Ethan Hosking – konnte kaum unfallfrei eine Glühbirne wechseln. Nun arbeitete ich mit Akkubohrern und -sägen, führte einfache Klempner- und Zimmermannsarbeiten aus. Es war unglaublich, wozu ich in der Lage war, wenn ich keine andere Wahl hatte.

Ich hatte gerade am Gartenbeet angefangen, das sich an der Rückseite von Franks Haus entlangzog, als ich tiefes, donnerndes Gelächter hörte. Ich drehte mich um und stellte fest, dass Patrick sich mit Frank unterhielt und irgendetwas lustig fand. Ich setzte mich auf die Fersen und ließ mir einen Moment Zeit, um meinen Rücken zu dehnen. Ich spürte jeden verkrampften Muskel, als ich mich aufrichtete.

Patrick bemerkte mich und lächelte mir zu. Frank deutete mit einem verkrümmten Finger auf das Beet.

»Was hast du gegen meine Kräuter?«, fragte er mit einem Lächeln auf den Lippen. »Es hat mich Jahre gekostet, den Boden steinhart zu bekommen, und ausgerechnet jetzt, wo ich den Pflanzen endlich beigebracht habe, sich um sich selbst zu kümmern, reißt du sie raus.«

Besagte Pflanzen waren nichts anderes als Unkraut, Gras und Disteln. »Ich habe ja schon von Naturgärten gehört, aber das hier geht ein bisschen weit.«

Frank grinste und humpelte davon, sodass nur Patrick lächelnd zurückblieb. »Hey.«

Ich versuchte, sein Lächeln nicht zu breit zu erwidern. »Selber hey.«

»Warst fleißig, wie ich sehe«, meinte er und sah hinüber zum Waschhaus und den frisch geölten Holzpaneelen, die einen Gang zur Männerseite des Gebäudes bildeten. »Sieht gut aus.«

Ich wischte meine Hände ab. »Danke.«

»Du kannst also gut mit deinen Händen umgehen«, meinte er. Die Zweideutigkeit ließ seine Augen funkeln.

Ich spielte mit. »Unter anderem.«

Er grinste und schaute beiseite. Er sah heute besonders gut aus. Er trug marinefarbene Arbeitshosen und einen dunkelgrauen Wollpullover, der zu den grauen Stellen in seinem Bart passte. Mütze hatte er keine auf, sodass der Wind in seinem kurzen Haar spielte, aber der blaue Himmel betonte seine Augen. »Anscheinend sind die Seebären alle an Land gekommen. Die See ist heute ein bisschen rau.«

»Na, wenn der Wind irgendein Hinweis ist«, sagte ich. Dann erinnerte ich mich an seine Einladung. »Oh, sollten wir heute hinfahren?«

Er nickte. »Falls du hier zu tun hast, ist es nicht schlimm. Die Seebären kommen jeden Tag an Land, aber heute offenbar in größeren Mengen.«

»Nein, ich bin nicht zu beschäftigt.« Ich betrachtete den Garten. »Ein Tag mehr oder weniger macht hier keinen Unterschied, glaub mir.«

Patrick kam zu mir herüber und betrachtete das Beet. »Sieht nach einem hoffnungslosen Fall aus.«

»Nee, das wird schon. Braucht nur ein bisschen liebevolle Aufmerksamkeit.«

Er nickte langsam. »Ja. Wie alle Dinge, schätze ich.«

Ich suchte seinen Blick. Ich war mir ziemlich sicher, dass er von mir sprach. Oder vielleicht von sich selbst. »Ja, denke schon.«

»Also? Sollen wir uns heute die Seebären anschauen? Oder ein anderes Mal?«

»Heute. Aber ich bin noch nicht fertig.«

Er zuckte die Schultern. »Schon in Ordnung. Ich warte. Ich kann in einer Stunde oder so wiederkommen und…«

Gott, er sagte das, als wäre es keine große Sache.

Patrick ist nicht Anton.

»Gib mir einen Moment, um mich fertig zu machen.« Ich lief zum Waschhaus, wusch mir die Hände und die Arme, so weit es mir die Ärmel erlaubten. Dann schrubbte ich mir Gesicht und Hals und spülte Schmutz und Schweiß ab. Es war zwei Uhr. Ich hatte bereits einen ganzen Arbeitstag hinter mir, hatte nur zwischendurch schnell ein Sandwich und einen Apfel gegessen. Also kroch ich in meinen Wohnwagen, wechselte das Hemd, frischte mein Deo auf, stürzte ein Glas Wasser herunter, zog den Pulli über, schnappte mir meine Mütze, Handschuhe und Jacke und zog die Tür hinter mir zu.

Patrick wartete an seinen Wagen gelehnt und er lächelte, als er mich sah. »Fertig?«

»Ja. Entschuldige, dass ich dich habe warten lassen.«

»Kein Problem. Du hast keine zwei Minuten gebraucht.« Er setzte sich hinters Steuer und ich war froh, der Kälte entrinnen zu können, als ich neben ihm Platz nahm.

Es kümmerte ihn nicht einmal, dass ich ihn hatte warten lassen. *Ganz anders als Anton.*

»Mein Gott, der Wind ist heute heftig«, sagte ich.

Patrick passte sofort die Lüftung an, sodass der Luftstrom auf mich gerichtet war, dann drehte er die Heizung auf. »Ist dir warm genug?«

Ich wollte nicht, dass er sich um mich sorgte, aber irgendwie gefiel es mir, dass er es tat. »Ja, danke.«

Er lenkte den Wagen auf die Küstenstraße, bog links ab und folgte dem Küstenverlauf nach Süden. Genau wie Patrick gesagt hatte, war das Meer von einem bewegten, trüben Grau mit weißen Schaumkronen. Es sah kalt, rau und gefährlich aus. Kein Wunder, dass sich die Seebären nicht darin aufhielten. »Himmel. Ist gerade nicht so hübsch dort draußen.«

Patrick lachte. »Ja, sie hat heute Hummeln im Hintern.«

Das ließ mich lächeln. »Fahren die Boote bei dem Wetter raus? Du hast erwähnt, dass Cassys Dad Fischer ist.«

Patricks Kiefer spannte sich an und seine Augen verengten sich. »Ja. Nicht von Hadley aus. Die Felsenriffe machen das unmöglich. Die Fischerboote legen nördlich von hier an, näher an Stokes Bay. Oder weiter im Süden, Richtung Vivonne Bay. Aber ja, an den meisten Tagen fahren sie raus. Es muss schlimmer kommen als das hier, um sie zu bremsen.«

Nun, ich hatte in den vier Jahren, die ich mit Anton zusammengelebt hatte, viel gelernt. Körperliche Reaktionen sagten immer mehr als Worte. Ich hatte gelernt, dass Anton mir sagen konnte, dass er mich liebte, mir sagen konnte, dass es ihm leidtat und er mir nie wieder wehtun würde, aber die Kälte seiner Augen oder der Zug um seinen Mund sagten das Gegenteil.

Patrick konnte den ganzen Tag lang über die stürmische See und Fischerboote reden, aber es schmerzte ihn, es zu tun. In seinen Gewässern zeigte sich ein Strudel, ein Unterton, der die ruhige Oberfläche Lügen strafte.

Und nach all den Jahren, in denen ich so gelebt hatte, war ich Experte darin, das Thema zu wechseln, um einer Konfrontation oder einem Gespräch, für das ich nicht bereit war, aus dem Weg zu gehen. »Also, diese Seehunde… Zu welcher Art gehören sie?«

Patrick stieß erleichtert die Luft aus, so sehr er es auch zu verbergen versuchte. Dann stürzte er sich in eine Beschreibung von Seebären und -löwen, erklärte ihre Wanderbewegungen, ihr Fortpflanzungsverhalten und ihre Ernährungsgewohnheiten. »Die meisten Touristen werden sich auf den Weg zur Seal Bay machen, weil sie besser zugänglich ist«, sagte er. »Daher werden wir uns nördlich von ihr halten, damit wir einen etwas privateren Ausblick haben.«

Er bog auf einen Trampelpfad von einer Straße ein und folgte ihr ein paar Minuten, bevor er in einer Sackgasse anhielt. »Das ist der

Zugang, den die Ranger und Naturschutzstudenten benutzen«, erklärte er. Dann grinste er mich an. »Bereit?«

Ich nickte und wir stiegen aus. Bereit, mir die Seebären anzusehen, ja. Bereit für den beißenden Wind? Nicht so sehr. »Heilige Scheiße«, murmelte ich, während ich mir Handschuhe und Mütze überzog.

Patrick tat dasselbe. »Ja, so ist es leider.« Er deutete auf einen sandigen Pfad, der sich durch niedriges Buschwerk wand. »Dort entlang.«

Ich folgte ihm durch einen Teppich widerstandsfähiger Vegetation, nicht höher als unsere Knie. Genau genommen gab es an der Südwestküste kaum Bäume. Und angesichts der Stärke und Temperatur des Windes wunderte mich das nicht. Es wirkte, als würde sich in diesem Teil der Insel alles – Pflanzen, Tiere, Menschen – hinkauern, um sich zu schützen.

Doch bald drang das Geräusch ankommender Wellen durch den heulenden Wind. Als wir die Kante des Bewuchses erreichten, begann Patrick, die Felsen hinunterzuklettern, die auf die kleine Ausbuchtung eines Sandstrands mit großen, flachen Felsbrocken trafen; abgenutzt vom Meer und der Zeit. Er fand einen Felsen, der groß genug für uns beide war, und setzte sich. Mit einem Lächeln lud er mich ein, es ihm nachzutun. Der Platz war bedingt vom Wind geschützt, aber nicht sehr, auch wenn es nicht wirklich darauf ankam – denn vor uns befand sich eine Gruppe Seebären.

»Wow«, sagte ich und setzte mich neben ihn. Unsere Schultern berührten sich, aber es schien ihn nicht zu stören.

Der kleine Strand und die umliegenden Felsen waren übersät von fellbedeckten Gestalten. Einige hielten den Kopf in die Höhe, um einen Anflug von Sonnenschein zu erhaschen, aber die meisten hatten sich einfach irgendwo fallen lassen. »Es sieht aus, als hätte die Flut ein einziges Durcheinander aus Pelzkugeln hinterlassen.«

Patrick lachte leise. »Tut es. Sie legen keinen Wert auf Ordnung.«

Ein weiterer Seebär kam aus dem brodelnden Meer, watschelte auf seinen Flossen auf eine zufällige Stelle zu und brach dort zusammen.

»Geht es ihm gut?«, fragte ich. Doch bevor Patrick antworten konnte, rollte sich der Seebär herum, wedelte mit den Flossen und bellte. »Oh.«

Patrick lachte.

Dann bellte ein weiterer, dann einer höher oben. Einer musste einem anderen zu nah gekommen sein, denn es gab eine lautstarke Auseinandersetzung und der Verursacher zog sich zurück. Dann setzte ein Tier auf einem nähergelegenen Felsen sich auf und stieß ein lautes, bellendes Heulen aus, ein anderes klatschte mit den Flossen.

Ich atmete tief ein. »Was ist das für ein Geruch?«

Patrick lachte erneut. »Sie stinken, stimmt's?«

Es war ein stark fischiger Meergeruch, der nicht unbedingt angenehm war. Ich nickte. »Und sie sind lauter, als ich gedacht habe.«

Patrick lehnte sich zurück und beobachtete glücklich das Schauspiel vor uns und eine lange Zeit über betrachtete ich ihn.

Es war, als wäre er die Personifikation dieser Küste, dieses Meeres. Er bestand ganz aus Brauntönen, Blau und Grau, genau wie die Szenerie hinter ihm, mit einem Funken Lebendigkeit in den Augen, aber auch Traurigkeit. Ein bisschen heruntergekommen, schroff, wettergegerbt, aber dennoch wunderschön.

Ich musste mich zwingen, die Seebären anzuschauen. Und ich musste mich daran erinnern zu atmen.

»Schau«, sagte er aufgeregt und zeigte auf etwas. »Ein Jungtier.«

Er zog seine Umhängetasche nach vorn und brachte eine Digitalkamera und einen Notizblock zum Vorschein. Er machte ein Dutzend Aufnahmen und verstaute die Kamera wieder, bevor er den Block öffnete. »Ich halte nur ein paar Daten fest«, sagte er. »Und schicke sie an das Seehundschutzzentrum in Kingscote.«

»Wie an die Pinguin-Leute in Penneshaw?«

Er grinste mich an. »Du weißt es noch.«

»Natürlich. Ich finde es toll, dass du das machst.«

Patrick zuckte die Schultern. »Ob die Information hilft oder nicht, weiß ich ehrlich gesagt nicht. Aber ich schätze, sie kann

nicht schaden.« Dann meinte er: »Wenn ich schon rumsitze und ewig aufs Meer starre, kann ich genauso gut etwas Nützliches tun.«

Ich schwieg, während er Zahlen aufschrieb und was immer ihm sonst noch auffiel, und dachte darüber nach, was er gesagt hatte.

Wenn ich schon rumsitze und ewig aufs Meer starre…

Er hatte bereits zuvor erwähnt, dass er das Meer beobachtete und studierte. Ich hatte ihm bisher nie viel Aufmerksamkeit geschenkt. Sicher, ich mochte den Strand ebenso sehr wie jeder andere. Sonne, Sand und Surfen machten immer Spaß und als Kind hatte ich es geliebt, in den Ferien an den Strand zu gehen. Aber ich hatte *ihn*, den Ozean, nie geliebt. Ich hatte mich nie nach ihm gesehnt und mir gewünscht, seine Geheimnisse zu kennen. Nicht wie die Sterne. Nein, ich schenkte dem Meer nur selten Beachtung, weil ich ständig nach oben schaute.

Ich wusste, dass die meisten Menschen nur den dunklen Himmel sahen, wenn sie nachts aufblickten. Sie bewunderten nicht die Sterne, Galaxien und die unendliche Weite des Alls. Die endlosen Möglichkeiten, den Sinn oder Unsinn des Lebens. Die meisten Menschen sahen nur ein paar Sterne und einen Mond und scherten sich nicht groß darum. Genau wie ich, wenn ich den Ozean betrachtete.

Daher wandte ich meinen Blick eine Weile aufs Meer, statt die Seebären zu beobachten. Ich versuchte zu sehen, was er sah. Entdeckte er Mysterien und Macht? Sah er Kraft oder empfand er es als beängstigend und grenzenlos?

»Langweilen dich die Seebären?« Patricks Stimme erschreckte mich und als ich ihn ansah, bemerkte ich, dass er lächelte.

»Oh nein, ganz und gar nicht. Genau genommen sind sie unglaublich. Es ist kaum vorstellbar, dass sie wilde Tiere sind.«

»Niedliche, liebenswerte Zwergpinguinkiller«, sagte er. Mein Mund klappte auf und Patrick lachte. »Es stimmt.«

Ich sah hinüber zur Gruppe der Seebären, dann wieder zu Patrick. Er nickte und ich runzelte an die Seebären gewandt die Stirn. All diese niedlichen, liebenswerten Zwergpinguinkiller. »Ich werde sie nie wieder mit den gleichen Augen sehen.«

Patrick lachte in sich hinein und stieß meine Schulter mit seiner an. Er war einen Moment still, dann sagte er: »Geht es dir gut? Du warst eine Weile in Gedanken versunken.«

»Ja, es geht mir gut«, antwortete ich instinktiv. »Ich habe nur nachgedacht…«

Er biss sich auf die Unterlippe, als kämpfe er mit sich, nachzuhaken. »Worüber?«

Ich glaube, er erwartete irgendein Geheimnis aus meiner Vergangenheit, denn meine Antwort schien ihn zu überraschen. »Über dich, ehrlich gesagt.«

Sein Blick suchte meinen. »Mich?«

Ich schluckte mühsam, plötzlich nervös. »Was siehst du, wenn du dort hinschaust?«, fragte ich und nickte in Richtung des Meers hinter ihm. »Ich habe versucht zu verstehen, was jemand wahrnimmt, der den Ozean studiert. Ich meine, ich weiß, was ich sehe, wenn ich den Nachthimmel betrachte. Ich habe mich nur gefragt, ob es wohl dasselbe ist.«

Er wandte sich um und sah lange hinaus aufs Wasser. So lange tatsächlich, dass ich mich fragte, ob er mir antworten würde. Er sagte in den Wind: »Ich sehe etwas, das wunderschön und uralt ist. Das unerbittlich und unnachgiebig ist.«

Das waren große Worte. Ich konnte mir vorstellen, dass für die Gefühle dahinter dasselbe galt. »Unnachgiebig? Wie das, wenn es sich doch beugt und bricht?«

Da sah er mich an, lächelte und schüttelte den Kopf. »Es ist nicht das Meer, das sich beugt und bricht. Du glaubst, dass die Felsen unbeweglich und eine feste Größe sind, weil sich die Wellen an ihnen brechen, aber das Gegenteil ist der Fall. Das Meer formt und zerbricht sie. Es bewegt sie, nicht anders herum. Das Meer ist eine dauerhafte Kraftquelle. Es beugt sich nichts und niemandem.«

Er sprach mit solcher Vertrautheit, mit so roher Aufrichtigkeit, dass es mir Angst machte. Es machte mir so viel Angst, dass ich seine behandschuhten Finger ergriff und sie drückte. Er hielt meine ebenso fest und keiner von uns sagte etwas.

Es tat mir leid, dass ich gefragt hatte, und gleichzeitig war ich froh, dass ich es getan hatte.

Es war, als würde ich mit jeder Frage, die ich stellte, mit jeder Antwort, die er gab, neue Fragen ausgraben. Ich wollte mehr erfahren, aber fürchtete mich vor dem, was ans Licht kommen würde, hatte Angst davor, ihm zu nah kommen, überhaupt irgendjemandem. Es war nicht fair, alles über ihn wissen zu wollen, wenn ich ihm nicht die Wahrheit über mich erzählen konnte.

Mir graute davor, dass er mir Fragen stellte, die ich nicht beantworten konnte, und vielleicht wusste er das irgendwie, denn er fragte nicht. Wir saßen nur da, hielten uns an den Händen und beobachteten die Seebären, bis die Sonne unterzugehen begann, die Temperatur fiel und der Wind auffrischte.

Ein heftiger Schauder erfasste mich und Patrick rieb meine Hand zwischen seinen eigenen. »Bereit zu verschwinden?« Ich nickte. »Dann komm, schaffen wir dich nach Hause.«

Und obwohl wir beide Handschuhe trugen, vermisste ich den Kontakt in der Sekunde, in der er losließ. Ich kam auf die Beine und konnte nicht aufhören zu zittern, die Kälte war mir in die Knochen gekrochen. Ich schlang die Arme um mich. »Gott, ist das kalt.«

Patrick sah entsetzt aus. »Es tut mir leid. Ich hätte daran denken müssen.«

»Nicht deine Schuld«, sagte ich mit klappernden Zähnen. »Woran denken müssen?«

»Dass es kälter werden wird, als du es gewohnt bist. Komm, beeilen wir uns.« Er stieg die Felsen hinauf und drehte sich um, um mir die Hand zu reichen.

Ich nahm sie und lächelte. »Wie ich sehe, hat sich das Blatt gewendet. Ich habe dir auf dem Aussichtspunkt bei den Pinguinen geholfen, jetzt hilfst du mir.«

»Und ohne einen Kommentar von wegen *alter Mann*.«

Ich lachte und er zog mich mit Leichtigkeit hoch. Als er meine Hand losließ, waren keine fünf Zentimeter Platz zwischen uns.

Ich fand seinen Blick. Er war mir so nah, dass ich ihn hätte küssen können, und ich sah das blaue Feuer der Begierde in seinen Augen. Aber er blinzelte es rasch beiseite und trat einen Schritt zurück. »Ehm, ja. Zum Wagen… da lang«, murmelte er und ging erneut voraus.

Der Rückweg zum Auto schien länger zu dauern. Vielleicht lag es auch am nachlassenden Tageslicht, das uns vorsichtig und langsamer voranschreiten ließ. Und vielleicht fürchtete ich mich davor, allein mit ihm auf engem Raum zu sein. Vielleicht freute ich mich darauf.

Wir stiegen ins Auto und ich bemerkte zuerst die Stille. Dann, wie meine Haut brannte, wo der eisige Wind sie berührt hatte. Dann, dass mein ganzer Körper zitterte. Patrick startete den Motor und drehte die Heizung auf, die Lüftung auf mich gerichtet. »Bitte versteh mich nicht falsch, aber es wäre mir wirklich lieber, wenn du mit zu mir kommst.«

Ich rieb die Hände an meinen Oberschenkeln. »Warum?«

»Weil ich davon ausgehe, dass es dort wärmer ist als bei dir.«

»Meine Unterkunft ist nicht so übel. Ich meine, es ist nicht das Taj Mahal, aber für mich reicht es.«

»Ich habe endlos heißes Wasser und genug Suppe gekocht, um eine Woche damit auszukommen. Du wirst eine Dusche brauchen, um dich aufzuwärmen. Du bist durchgefroren bis auf die Knochen.«

Ich versuchte, etwas zu erwidern, aber meine Zähne klapperten. Offenbar war ihm das Antwort genug. Er setzte den Wagen in Bewegung und fuhr mich zu seinem Haus. Als wir dort ankamen, war mir wärmer. Die Heizung des Wagens war ziemlich zuverlässig, aber die Vorstellung einer heiße Dusche und einer warmen Suppe war zu verlockend, um zu verzichten.

Patrick fuhr vor seinem Haus vor, nahm seine Tasche und stieg aus. Er öffnete die Haustür und wartete darauf, dass ich zuerst eintrat. Er hatte recht: Sein Haus war warm. Nicht nur so, dass ein

Heizlüfter den ärgsten Frost aus der Luft geholt hatte, sondern richtig durchgewärmt, als wäre die Hitze in die Wände und alles dazwischen gesickert.

Patrick kniete sich vor das Feuer und legte ein Holzscheit nach. Tabby, die sich davor zu einer Kugel zusammengerollt hatte, miaute dankbar. Er streichelte sie kurz, dann stand er auf. »Zur Dusche geht's hier lang.« Er ging einen kleinen Flur entlang und blieb vor einer offenen Tür stehen. »Saubere Handtücher sind drinnen. Lass das Wasser so heiß laufen, wie du es ertragen kannst, und so lange du willst. Es wird mit Erdgas aufgeheizt, also kann es dir nicht ausgehen.«

Er zog die Tür zu und ließ mich im Bad allein. Mir dröhnte das Blut in den Ohren. Vielleicht war mir kälter, als mir bewusst gewesen war. Ich streifte meine Handschuhe und Jacke ab, dann zog ich mich ganz aus und drehte den Wasserhahn auf.

Anfangs fühlte sich das Wasser an, als würden mich tausend Nadeln stechen. Ob brühend heiß oder eiskalt, konnte ich nicht genau sagen. Aber schon bald entspannte ich mich, als ich von innen wie außen warm wurde. Ich hätte für immer unter der Dusche bleiben können. Es war so lange her, dass ich den Luxus von unbegrenztem, heißem Wasser und Zeit genossen hatte, aber dann fiel mir ein, dass ich mich in Patricks Haus befand. Nackt in seiner Dusche. Rasch seifte ich mich ein und spülte mich ab, trocknete mich so schnell ab, wie ich konnte, und zog meine Kleidung wieder an.

Ich ging raus und hielt meine Socken, Handschuhe, Mantel und Mütze in der Hand. Patrick war in der Küche und hatte mir den Rücken zugewandt. »Danke für die Dusche.«

Er sah mich an, mein ungekämmtes Haar und die nackten Füße, dann schaute er mir in die Augen. »Besser?«

Ich nickte. »Mir war nicht klar, dass ich so ausgekühlt war.«

Er lächelte, wahrscheinlich zufrieden, dass er recht gehabt hatte. »Die Suppe braucht nicht mehr lange. Ich mache nur noch ein bisschen Brot warm. Klingt das gut?«

Mein Gott, es klang wie der Himmel. »Perfekt.«

Ich setzte mich auf die Couch und zog meine Socken an, dankbar, dass ich ein Paar ohne Löcher trug. Und gerade, als ich die zweite übergezogen hatte und aufstehen wollte, sprang Tabby auf meinen Schoß. Sie miaute lauthals und schrie mich aus Gründen an, die nur sie kannte. Ich tätschelte ihren Kopf und kratzte sie hinter den Ohren. Sie kam mir entgegen, rieb sich an meiner Hand und schnurrte, dann drehte sie sich einmal im Kreis und ließ sich fallen, um ein Nickerchen zu machen.

Als ich aufblickte, stand Patrick mit einem Teller in der Hand in der Küche und starrte sie an, als würde er seinen Augen nicht trauen, allerdings nicht auf gute Weise. Als wäre es schlecht, dass seine Katze sich an mich heranmachte. »Sie ist mir einfach auf den Schoß gesprungen«, sagte ich schnell. »Ich habe sie nicht hochgehoben oder so.«

Er schluckte schwer. »Nein, schon gut. Es ist nur untypisch für sie. Sie mag eigentlich keine Menschen.« Dann runzelte er die Stirn. »Tja…«

Ich kraulte sie erneut unter dem Ohr, dann unter dem Kinn. »Na ja, sie scheint mich für in Ordnung zu halten.«

Patrick nickte und stellte den Teller auf den Tisch. »Ja, das tut sie.« Er kehrte zurück zum Tresen und holte zwei Schüsseln, um sie auf den Tisch zu stellen. »Ehm, Essen ist fertig.«

»Tut mir leid, Tabby«, sagte ich und hob die Katze sanft hoch. »Aber ich habe ein besseres Angebot bekommen.« Sie warf mir einen mörderischen Blick zu, als ich sie aufs Sofa setzte und meinen Platz am Tisch einnahm. Patrick hatte zwei Schüsseln mit einer Art Minestrone und – wie es aussah – selbst gebackenem Brot hingestellt. »Backst du dein eigenes Brot?«

Patrick setzte sich leise mir gegenüber hin. »Nur, wenn ich Suppe koche.«

»Nun, das sieht fantastisch aus.« Tat es wirklich. Wenn man fror und hungrig war, gab es nichts Besseres als selbst gemachte Suppe und Brot. Ich kostete einen kleinen Löffel der Suppe. »Okay, wow.«

Endlich lächelte er und entspannte sich. »Danke.«

»Du bist ein wirklich guter Koch.«

»Nur, was den bodenständigen Kram angeht. Wenn es um ausgefallenere Küche geht, bin ich nicht sehr gut.«

»Das hier…« Ich deutete auf das Essen, das er aufgetischt hatte. »… ist besser als alles, was ich je an gehobener Küche hatte.«

Er aß etwas Suppe und einen Bissen Brot und tat so, als wäre es keine große Sache, als er fragte: »Hast du oft gehobene Küche gegessen?«

Oh Scheiße. »Ehm, ja. Vor einer Ewigkeit.«

Er nickte nachdenklich und nahm den kleinen Fetzen Information hin, bevor er das Thema wechselte. »Was den Garten vom alten Frank angeht, brauchst du morgen Hilfe damit? Ich habe eine Hacke, die du dir leihen könntest. Der Boden wird hart wie Beton sein.«

»Nee, der Boden ist in Ordnung, aber ich könnte Hilfe dabei brauchen, eine der alten Waschmaschinen anzuheben. Sie ist vom richtig alten Schlag und wiegt eine Tonne.«

»Na klar. Passt es dir nach dem Mittagessen?«

»Perfekt. Ich weiß nicht, was damit nicht stimmt. Er hat nur gesagt, dass sie schon seit Jahren nicht mehr funktioniert.«

»Wie das meiste dort, schätze ich.« Er lächelte. »Frank ist ein lustiger alter Vogel.«

»Stimmt. Ich glaube, er gibt nur vor, so brummig zu sein, damit die Leute ihn in Frieden lassen, aber eigentlich ist er das gar nicht.« Ich biss in das selbst gebackene Brot und stöhnte auf wie in einem miesen Porno. »Oh mein Gott, das ist so lecker.«

Patrick starrte mich aus dunklen Augen an, bevor er in seine Schüssel schaute und auf seinem Platz umherrutschte. »Es ist lange her, dass ich für jemanden gekocht habe.«

Ich merkte mir diese Einzelheit, *quid pro quo*. Ich hätte fragen können, warum oder wie lange es her war, aber wir waren zu einer Art Einverständnis gekommen, nicht auf Informationen

zu drängen. »Tja, sie wissen nicht, was sie verpassen«, sagte ich stattdessen. Dann, aus Gründen, die ich nie verstehen werde, fügte ich hinzu: »Denn das hier ist besser als Sex.«

Sein Blick fand meinen, hitzig und viel zu kurz. Er schluckte mühsam und seine Zunge strich über seine Unterlippe. »Ich glaube nicht, dass es so gut ist.«

Ich nahm einen weiteren Löffel Suppe, überrascht, dass meine Hand nicht zitterte. »Na ja, was das angeht, ist auch eine Menge Zeit vergangen.«

Seine Stimme war heiser und kaum mehr als ein Flüstern. »Oder vielleicht hast du es nicht richtig angefangen.«

Und wie ein Blitz, der zu nah am eigenen Haus einschlägt, peitschten Erinnerungen an Anton, der Ungewolltes mit mir tat, durch meinen Verstand. Mein Magen verkrampfte sich und ich schluckte den Drang, mich zu übergeben, herunter. In der Hoffnung, dass Patrick mir die Veränderung nicht anmerken würde, nahm ich das Brot. »Na ja, vielleicht ist meine Erinnerung ein bisschen verschwommen, aber das Brot ist köstlich.«

Er legte seinen Löffel hin und runzelte die Stirn. Da wusste ich, dass die Gefühle, die mir über das Gesicht gehuscht waren, nicht unbemerkt geblieben waren. »Du musst mir nichts erzählen, aber ich gehe davon aus, dass was immer mit dir passiert ist, nichts Gutes war.«

Ich legte meinen Löffel so leise weg, wie ich konnte, und die Hände in meinen Schoß. Ich konnte mich nicht dazu bringen, etwas zu sagen, also nickte ich ihm nur knapp zu. Dieses Spiel, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, hatte sich zu seinen Gunsten gedreht. Ich hatte ihn mehr wissen lassen, als ich wollte, und fühlte mich deshalb aus dem Takt gebracht.

Irgendetwas an Patrick weckte in mir den Wunsch, ihm alles zu erzählen. Ich wollte auf seinen Schoß kriechen, wo er mich schützen konnte. Er würde mich vor- und zurückwiegen, während mein Kopf an seiner Brust lag, und ich würde ihm all meine Geheimnisse erzählen.

Dann würde er die magischen Worte sprechen, die das Chaos lichten würden, in das sich mein Leben verwandelt hatte.

»Ich weiß nicht, was dich nach Hadley getrieben hat oder warum du entschieden hast herzukommen«, sagte er. »Aber ich habe das Gefühl, dass du dir den richtigen Ort ausgesucht hast.« Da sah ich ihm in die Augen, nicht sicher, was ich darauf erwidern sollte, und stellte fest, dass sie glasig waren. »Die Netze, in denen wir uns selbst verstricken«, murmelte er, »scheinen sich hier zu entwirren.«

»Hat es für dich funktioniert?«, fragte ich.

Er erwiderte meinen Blick, als wäre er sich nicht sicher, ob er mir die Wahrheit sagen sollte. Ob dieses Spiel den Herzschmerz wert war. »Vor zwei Wochen hätte ich Nein gesagt. Aber gerade bin ich mir nicht so sicher.«

Lest weiter in...

Über uns die Sterne, zwischen uns die Liebe

Roman von N.R. Walker

August 2020

www.cursed-verlag.de